



Start of Ingrid Decker Collection.

AR 11676

Sys #: 000353239

LEO BAECK INSTITUTE

Center for Jewish History

15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400

Fax: (212) 988-1305

Email: lbaeck@lbi.cjh.org

URL: <http://www.lbi.org>

4R 11670

2/1

Ingrid Decker Collection

circa 2001

Archives

DIE POLENREISE



Mausoleumstempel in Majdanek

RHEYDT – EINE STADT IM NATIONALSOZIALISMUS

Begnadet mit der späten Geburt, (d.h. Oktober 1945) hätten mich die Leiden der vielen Millionen misshandelter, gefolterter, terrorisierter und gedemütigter Menschen des Holocaust in den vielen Konzentrationslagern Europas nichts anzugehen brauchen. Trotzdem beschäftigten sie mich mein Leben lang. Und dieses dunkle Kapitel der Deutschen Geschichte zieht sich wie ein blutroter Faden durch mein Leben. Schon als Kind hörte ich die Erwachsenen hinter vorgehaltener Hand und im Flüsterton über Leute reden, die ich gar nicht zu kennen schien. Es handelte sich um Menschen, um Familien, deren Geschäfte, Häuser und Fabriken enteignet wurden und die auf seltsame Weise verschwanden. Diese Geheimnistuerei erweckte mein ganz besonderes Interesse, und ich horchte immer öfter hin, wenn es um diese „Verschollenen“ ging. So hörte ich auch von Dr. Simons, dem Hausarzt meiner Grosseltern, der mehr oder minder regelmäßig Hausbesuche machte, bei 13 Kindern war ständig eines krank. Dieser gewisse Dr. Simons war nicht nur Arzt und Seelsorger, er war vor allem Mensch! Wenn es in der Küche der 15köpfigen Familie schmal aussah, die Kinder anfällig waren und an Mangelerscheinungen litten, dann griff Dr. Simons zum Rezeptblock und verschrieb ein ordentliches Stück Suppenfleisch, das in der elterlichen Metzgerei abzuholen war. So freundlich und menschlich handelte er nicht nur in unserer Familie, er half, wo Menschen seiner Hilfe bedurften. Aber auch Dr. Simons und seine ganze Familie wurde von den Nazis deportiert. Und niemand hat auch nur einen Finger gekrümmt, um diesen rechtschaffenen, hilfsbereiten und guten Menschen zu retten. Alle waren sie zu feige oder hatten Angst um ihr eigenes Leben.

Auch der Name „Herta“ war mir ein Begriff, sie war die Tochter unserer Nachbarin, ich hatte sie nie kennen gelernt. Sie war auf ganz brutale Weise ums Leben gekommen. Ich konnte – trotz ihres tragischen Todes – nie Mitleid mit ihr empfinden. Sie mischte als BdM-Führerin an vorderster Front mit, als sie eines Tages mit dem Fahrrad unterwegs war, spaßte sie mit Soldaten, die einen Panzer fuhren und wurde versehentlich von dem schweren Gefährt überrollt. Sie war erst zwanzig Jahre alt. Herta hatte eine langjährige, intime, jüdische Schulfreundin, mit der sie aufgewachsen war. Als die Nazis den Umgang mit Juden verboten, ließ Herta ihre Freundin wie eine heiße Kartoffel fallen, verriet sie sogar an die Gestapo. Und wie alle Juden nach und nach aus der Stadt verschwanden, wurde auch diese Freundin und ihre Familie verschleppt.

Wir alle, Herta, Dr. Simons, Hilde Zander, Liesel Frenkel, hunderter umgebrachter Juden und ich, wir haben eines gemeinsam: Wir stammen aus der Stadt, in der „Hitlers hinkender Bote“ -Josef Goebbels- beheimatet war, aus Rheydt im Rheinland. Diese nichts sagende und unscheinbare Stadt am linken Niederrhein wurde plötzlich, am 13. März 1933, durch den „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“ berühmt. Die Dahlemer Strasse, in der er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern lebte, hieß von nun an „Josef-Goebbels-Strasse“. Zwölf Jahre lang konnte er den Deutschen geschickt und redegewandt seine nationalistische Demagogie aufschwätzen und sie weit verbreiten. Er stellte das Judentum schlechthin als das „Böse“ dar. Durch ihn, neben Hitler und Himmler, wurde das Leben für die Juden, nicht nur in Rheydt oder Deutschland, sondern in ganz Europa zum Alptraum. Hier wie überall wurden Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Mitbürger verfolgt und deportiert, um das Land „judenrein“ zu machen. Auch viele Lehrer an den Schulen gehorchten der Obrigkeit und behandelten jüdische Kinder wie Dreck.

„Reichsführer der SS“, Heinrich Himmler, lässt am 20. März 1933 das erste Konzentrationslager in Dachau (bei München errichten) und ist auch später für alle anderen Lager zuständig. Hier in Dachau wurden die Wachmänner der KZ auf ganz besonders harte Art gedrillt und ausgebildet, es waren die so genannten „Totenkopfverbände“. Die „SS-Totenkopfverbände“ wurden regelrecht auf Hass und Brutalität abgerichtet: „Für Weichlinge gibt es keinen Platz“, man könne nur harte und entschlossene Männer gebrauchen, die jedem Befehl rücksichtslos gehorchen, man trüge nicht umsonst den Totenkopf und die stets geladene Waffe! Ihr Wahlspruch lautet: „Meine Ehre heißt Treue“. Himmlers Idealmensch ist entsprechend dem Blut- und Rassegedanken, blond, groß und blauäugig. Germanisch sind Mannesstolz, Heldenmut und Treue – nicht Sanftmut, Zerknirschung, Sündenelend und ein Jenseits mit Gebet und Psalmen“. (1)

Während Himmler sich um „Zucht und Ordnung“ in den KZ bemüht, lässt Goebbels in Berlin die Aktion „wider den undeutschen Geist“ (2) anlaufen. „In Möbeltransportern und Autos werden die verfeimten Bücher herangebracht, die Studenten aus öffentlichen und privaten Bibliotheken aussortiert haben“. (2a) Rund 20.000 Bücher von Autoren, die den Nationalisten missliebig sind, werden auf Scheiterhaufen am Berliner Opernplatz unter Hetzparolen verbrannt: „Ich übergebe der Flamme die Schriften von Marx und Kautsky - gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist: Verschlinge, Flamme, auch die Schriften der Tucholsky und Ossietzky!“ (3)

Wie sagte schon Heinrich Heine: „Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch Menschen“. (3a)

Dabei war Goebbels selbst kein besonders guter Student gewesen – auch sein Äußeres lag weit entfernt vom nationalistischen Rassenideal. Seine schriftstellerischen Ergüsse waren nicht einmal mittelmäßig und fanden kaum Beachtung. Er hatte sich nach seinem Studium, wo er bei dem berühmten jüdischen Professor Friedrich Gundolf an der Universität Heidelberg Philosophie studiert hatte und danach keine Arbeit fand, mit dem Rheydter Rechtsanwalt Josef Joseph angefreundet, dem er seine Stücke vorlas und auf Lob und Anerkennung hoffte. Der Rechtsanwalt war sicher ein geduldiger und langmütiger Zuhörer, es ist jedoch anzunehmen, dass Dr. Joseph über die Goebbels-Vorträge nicht in all zu große Euphorie geriet. Das beweist der „Offene Brief“, der von Dr. Joseph im November 1944 in der amerikanisch-deutschsprachigen Wochenzeitschrift Aufbau veröffentlicht wurde:

Er schreibt im November 1944 in den USA:

„Vor 25 Jahren, in einer kleinen bekannten industriellen Stadt im Rheinland kam ein hagerer junger Mann zu einem jüdischen Rechtsanwalt, der als leidenschaftlicher Freund der Literatur und Förderer vieler junger Schriftsteller und Künstler bekannt war. Dieser junge Mann, dessen Portomonnaie so leer wie sein Magen war, kam dem Rechtsanwalt sein erstes, gerade fertig gewordenes Schauspiel vorzulesen, nachdem er zurückgekehrt von der Universität Heidelberg. Er hatte gerade seinen Doktor der Philosophie erhalten, nachdem er bei dem berühmten jüdischen Professor Friedrich Gundolf studiert hatte.

Dieser junge Mann warst Du, Josef Goebbels, zu damaliger Zeit dem Publikum ganz unbekannt, doch überfüllt mit Ehrgeiz, bekannt zu werden, als Dichter und Schauspielverfasser. Jedoch Dein Schauspiel „Der Wanderer“ war eine Niete, mit keiner Aussicht, erfolgreich veröffentlicht oder vorgestellt zu werden. Dabei war

es eine Art Plagiat des „Wotan“ von Richard Wagner. Endlich sahst Du es selber ein und tröstetest Dich mit dem reichlichen Essen und Wein, den Dein jüdischer Anwalt Dir nur zu gerne stiftete. Dieser selbe jüdische Anwalt war gerade auch die einzige lebendige Seele in Deiner Heimatstadt Rheydt, welche, zusammen mit einem Deiner früheren Professoren, die Möglichkeit sahen, dass Du ein Redner oder Schriftsteller werden könntest und Dir den Rat gab, das Beste aus Deinem Studium mit dem jüdischen Professor in Heidelberg zu machen. Der Rechtsanwalt also verhalf Dir zu einem anständigen Verdienst während dieser trüben Tage der Inflation und Arbeitslosigkeit. Erinnerst Du Dich? Ich bin ganz sicher, Jupp Goebbels.

Vor 20 Jahren, vor der Reichstagswahl im November 1924 ersiehst Du auf einmal als öffentlicher Redner der nationalsozialistischen Ideen von Ludendorff und Hitler. Deine Karriere seit dem, Dein Anstieg zur Macht zusammen mit Hitler, Dein Posten als Propagandaminister und Haupt-Judenhasser, Dein Verkauf der Ideen der Rassen-Übermacht an das Deutsche Volk, Dein gärender Rassenhass und nationalistischer Fanatismus, und letzteres, Dein Pogrom im November 1938, als auf Deinen Befehl 2.000 Synagogen und jüdische Tempelgebäude über ganz Deutschland zu Grunde brannten, als ob sie alle in einem Feuer vernichtet wurden; all dies ist jedem in der Welt bekannt.

Siehst Du nicht, Josef Goebbels, dass all das Leid, welches Du auf Deine Mitmenschen herab gerufen, jetzt auf Dich zurückkommt tausendfach, auf Dich und Deine Anhänger. Überlege mal Jupp, und denke auch an folgendes: Du hast eine alte Mutter, und ich weiß, Du hast sie sehr lieb. Ich weiß auch, dass Du ein gütiger Bruder Deiner Schwester Marie gegenüber gewesen bist. Deine zwei Brüder hast Du beide in hohe Posten situiert, zwei Brüder, denen ich einst aus einer sehr schwierigen Situation half. Denk an Deine Kinder, ich weiß, Du hast sie sehr gerne. Wegen Deiner alten Mutter, Deiner Schwester und Brüder und wegen Deiner Kinder, welche selber Flüchtlinge mit einem schrecklichen Schicksal werden – mache ein Ende der Verfolgung und Vernichtung hilfloser Männer, Frauen und Kinder bis an die Grenze Deines Landes; erlaube besonders die Anwendung der internationalen Gesetze für Zivilgefangene in allen jüdischen Ghettos und Lagern oder überlasse die Gefangenen dem Roten Kreuz oder schicke sie mit allen anderen Gefangenen in die Schweiz. Vielleicht wird ein solches Unternehmen eines Tages irgendwie an Deinen Kindern gutgemacht. Jetzt bist Du noch in der Lage, dieses Unternehmen auszuüben, zusammen mit Deinem Freund Himmler. Doch tue es ohne Verzögerung, die Zeit wird kurz; tue es, ehe die letzten Mauern Berlins auf die Köpfe der letzten Bürger einstürzen.

Die Mauern des kleinen Hauses auf der Josef-Goebbels-Strasse in Rheydt, wo Deine Mutter einst einfach, jedoch zufrieden lebte, sind schon zu Staub zerfallen.

Veröffentlicht in den U.S.A. 1944

von Josef Joseph, Rechtsanwalt; früher Rheydt" (4) I

I Diese Angabe von Josef Joeph ist irrig. Das Elternhaus Goebbels, Dahlemer Str. 156, steht heute noch. (Die Verfasserin)

Dr. Josef konnte sozusagen in letzter Minute 1939 dem Naziterror entfliehen, er landete nach vielen Umwegen mit seiner Familie in Chicago, wo er nie richtig heimisch wurde. Mit seinem „Offenen Brief“ wollte er Goebbels zur Vernunft, zur Umkehr bewegen, denn zu diesem Zeitpunkt hätte man noch viele Menschen aus den KZ befreien und retten können. Goebbels war aber schon zu weit gegangen, für ihn gab es kein Zurück. „Aufgabe“ hätte für ihn „Selbstaufgabe“ bedeutet. Bereits 1923 hatte sich Goebbels mit dem Judentum befasst. Man fand unterschwellig antisemitische Äußerungen in seinen Tagebüchern. (Es gibt eine nicht belegte Geschichte, dass Josef Goebbels als Kind von einer jüdischen Frau vor dem Ertrinken gerettet wurde.) Als Goebbels dann 1933 der NSDAP beitrug, grüßte er seinen ehemaligen Zuhörer und „Freund und Helfer“, Dr. Joseph, nicht mehr.

Beide, Josef Goebbels und auch Dr. Josef Joseph starben 1945. Der Massenmörder, Henker und Verbrecher Josef Goebbels knapp 6 Monate vor meiner Geburt, der hilfsbereite, gütige, teilnehmende, verfolgte und betrogene Rechtsanwalt Dr. Joseph starb in Chicago, zwei Monate nach meiner Geburt in Rheydt. Zwar konnte Dr. Joseph den Zusammenbruch Deutschlands noch erleben. Aber sicherlich war es keine Genugtuung für ihn, er konnte und wollte sich des Lebens nicht mehr erfreuen und starb am 6. Dezember 1945 an gebrochenem Herzen.

Nachruf für Josef Joseph in der amerikanischen deutschsprachigen Wochenschrift „Aufbau“ vom 7.12.1945

NACHRUF

Wir beklagen das Hinscheiden des ehemaligen Board-Mitgliedes unserer Gemeinde, unseres hochverehrten Herrn

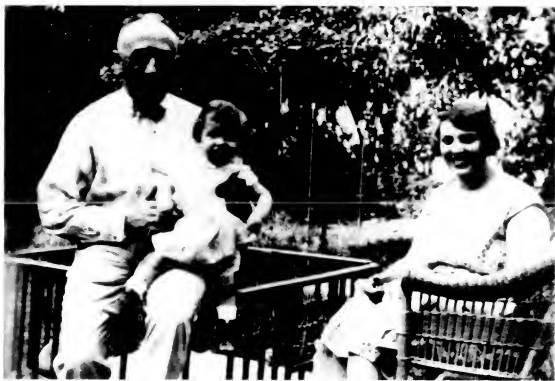
Josef Joseph

Der Dahingeschiedene hat sich durch seine hingebungsvolle Mitarbeit am Aufbau unserer jungen Gemeinde große Verdienste erworben. Er hat seine vorzügliche, juristische Sachkenntnis, wie sein bedeutendes jüdisches Wissen in den Dienst unserer Gemeinde und unserer Chewroh gestellt; und er hat keine Mühe und Arbeit gescheut, um unserer Gemeinde hilfreich zur Seite zu stehen. Er war es, der die Statuten geschrieben hat, die heute die Verfassungsmäßige Grundlage unserer Gemeinde bilden. Seine Schlichtheit und Gradheit, seine Liebenswürdigkeit und seine Friedensliebe haben ihm allgemeine Hochachtung erworben. Wir werden ihn niemals vergessen!

Das Andenken des Gerechten ist zum Segen!

Philadelphia, Pa., Hislev. 5706.

Officers, Board u. Rabbi of Cong. Tikvoh Chadashoh



Rechtsanwalt Joseph mit Frau und Tochter im Garten ihres Hauses Freiheitstraße 31 (April 1929)

Vorgelesen, genehmigt und *unterscriben:*
Joseph Joseph
hilly Joseph geborene Salomon
Karl Reich

Der Standesbeamte
in Vertretung:
Alm

Ich bin Zeuge geboren N. 3291 1928 Regau

Trauzeugen am 22.8.1927 in Oldenkirchen



Joseph Goebbels im Alter von 32 Jahren.

Das Foto ist von ihm unterschrieben mit: „Meiner lieben Mutter. Weihnachten 1929. Joseph“



Nach der Stimmabgabe (vermutlich beim 2. Wahlgang der Reichspräsidentenwahl am 10. April 1932)



Im Wohnzimmer des Dorfschulzen von Goldenbow:
Joseph Goebbels und Magda Quandt während ihrer standesamtlichen Trauung am 19. Dezember 1931



Das Elternhaus des Ehrenbürgers der Stadt Gladbach-Rheydt in der Dahlemer Straße, die fortan Joseph-Goebbels-Straße hieß (23. April 1933).



Der Reichsminister bei seiner Ankunft. Links von ihm Karl Hanke.



Der „Adolf-Hitler-Platz“ in Rheydt während der Ansprache des neuen Ehrenbürgers am 24. April 1933.



Mit Tochter Helga während eines Urlaubs auf der Seebrücke des mecklenburgischen Ostseebades Helligedamm (Sommer 1935).



Die Goebbels-Kinder.

Auf die Rückseite des Bildes schrieb Magda:

„Wir wünschen der lieben Oma ein schönes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr! Helga, Hilde, Helmut, Holde, Hedda und die kleine Heide, die noch nicht dabei ist!“ (1940)

Wandaufschrift in einem Keller in Köln am Rhein, wo sich einige Juden während des ganzen Krieges versteckt gehalten haben:

„Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint. Ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht fühle. Ich glaube an Gott, auch wenn er schweigt“.

An Ojfschrift ojf a Want in a Keller in Köln am Rhein, wu ejnige Jiden hoben sich ojsbahalt in Varlojf vun der ganzer Milchome.

„Ich glojb in der Sunn, afile wenn sie scheint nit; ich glojb in der Liebe, afile. Wenn ich fihl ihr nit, ich glojb in Gott, afile wenn er schweigt“.

Ein anderes Schicksal ist das von Ruth Hermges, die als Kind aus einer „Mischehe“ stammend, unter widrigsten Umständen den Zweiten Weltkrieg in ihrer Heimatstadt Mönchengladbach überlebte.

EINE KINDHEIT IM NATIONALSOZIALISMUS



Gemälde von Salvador Dalí im Museum Reyna Sophia, Madrid

RUTH HERMGES

Nachdem die Familien-Chroniken der ehemaligen Rheydter und Mönchengladbacher jüdischen Mitbewohner der beiden Städte in den siebziger Jahren in einem Geschichts- und Bildband festgehalten und aufgearbeitet wurden, blieb bislang das Schicksal der Familie Vergosen im Dunkeln. Auch Hans und Johanna Vergosen, geborene Levy, die in den 20er Jahren eine so genannte Mischehe eingegangen waren, sind in dieser Chronik erwähnenswert, denn auch sie litten unter dem Hitlerregime und wurden Opfer des Nationalsozialismus.

Die sechs köpfige Familie Vergosen, Hans, Johanna und ihre vier Kinder, Max, Ruth, Herta und Hans, aus Mönchengladbach, Brunnen Straße 177, wurde in der Zeit, als die Deportierungen einsetzen, auseinander gerissen. Max, der Älteste, wurde 1927 geboren, es folgte 1932 Ruth, 1937 erblickte Hans das Licht der Welt und 1938 das Nesthäkchen Herta. Niemand von der Familie wusste bei ihrer Trennung 1941, ob sie sich je wieder sehen würden. Aber wie man aus dem folgenden Text ersehen kann, hatte diese Familie einen besonderen Schutzensiegel. Einen großen Verdienst am Überleben dieser Familie hatte Dr. Walter Reiners.

Sicher spielt die Tatsache, dass Hitlers Propagandaminister Goebbels aus der Stadt Rheydt stammte, eine gewichtige Rolle, so dass die Autoritäten und Machthaber mit Übereifer bei der Sache waren. Eine andere Gefahr stellten die Nachbarn dar, die denunzierungsbereit auf der Lauer lagen. Die Vergosen ahnten oder wussten schon rechtzeitig, dass sie vor den Nazis auf der Hut sein mussten, denn Johanna war Jüdin und was in der Stadt mit den jüdischen Mitbürgern geschah, war ihnen selbstverständlich zu Ohren gekommen. Die nationale Rassenlehre (Antisemitismus) wurde 1935 in den „Nürnberger Gesetzen“ festgeschrieben. Die Deutschen Juden wurden zu Staatsbürgern minderen Rechts herabgestuft. Ehen, Freundschaften oder gar sexuelle Beziehungen zwischen Juden und Deutschen waren verboten. Zuwiderhandlung bedeutete „Rassenschande“ und wurde mit Zuchthaus oder später mit der Todesstrafe bestraft. Durch zahlreiche Ergänzungsverordnungen in den nächsten Jahren wurden die Juden praktisch aus der Gesellschaft ausgeschlossen und waren rechtlos. Die Familie Vergosen versuchte so unauffällig wie möglich zu leben, damit sie von den Nazis nicht behelligt wurden.

Oftmals ist die Partei an Hans Vergosen herangetreten und versuchte ihn zu überreden, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen. Hans Vergosen aber hielt fest zu seiner Frau und hatte dadurch noch oft unter der Willkür der Nazi Herrschaft zu leiden. Auch erhielt nur er Lebensmittelkarten, seine Frau und Kinder wurden nicht berücksichtigt. Als Gasmasken an die Bürger verteilt wurden, erhielt die große Familie nur eine einzige, Herr Vergosen gab sie unverzüglich zurück. Mitleidige Nachbarn steckten der kleinen Ruth heimlich Lebensmittelkarten zu. Trotzdem waren die drei jüngeren Kinder noch zu klein, um eine Gefahr zu erkennen, die dabei war, ihre Familie zu zerstören. Max jedoch war mit seinen 14 Jahren bereits alt und reif genug, um eine Bedrohung des Staatssicherheitsdienstes und dem umtriebigen Polizeiaufgebot in der Stadt zu erkennen. Ab 1935, als die Rassegesetze in Kraft traten, lebten die Eltern zwar in ständiger Furcht vor Repressalien der Nazis, aber 1941 und 1942 wurde es für die Familie kritisch.

Die 1932 geborene Ruth wurde 1938 in der jüdischen Schule in der Albertus Strasse, in Mönchengladbach, eingeschult. Ein Jahr lang konnte sie mit ihrem älteren Bruder gemeinsam den langen Weg zur Schule gehen. Ruth erinnert sich noch, dass sie bereits als kleines Mädchen

den großen gelben und auffälligen „Stern“ tragen musste, den sie überhaupt nicht mochte. Um ihn zu verdecken, trug sie ihren Schulranzen nach vorne anstatt auf dem Rücken.

(Laut Gesetz musste der Judenstern ab dem 1.9.1941 auf der linken Seite der Brust getragen werden). Mit Beginn des Krieges wurde der Schulbetrieb eingestellt. Die jüdische Gemeinde wurde aufgelöst und das Gebäude enteignet. Es gab ja auch keine Schüler mehr, fast alle wurden in KZ verschleppt. Von den dreißig (über 40) jüdischen Schülern überlebten bei Kriegsende nur drei. Einer der Überlebenden war nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert, ein anderer, Werner Steckrüb, ein Freund Max Vergosen's, lebt heute in Israel.

Eines Tages erschienen SS-Leute im Hause Vergosen um den jugendlichen Max abzuholen, aber dieser war gerade nicht zugegen. Als er hörte, dass er sich bei der Gestapo melden sollte, wollte er sich bei der Nachbarin, Frau Schröder, ein Fahrrad leihen, sich aufschwingen, um ein eventuelles Missverständnis aufzuklären, denn er hatte ja nichts verbrochen. Die aufmerksame Nachbarin konnte den naiven Max nur mit Mühe von der verhängnisvollen Fahrradfahrt zur Kommandantur abhalten und rettete ihm dadurch das Leben. Sie versteckte ihn zunächst in ihrem Keller, dann wechselte er oftmals den Ort und blieb zunächst für einige Zeit verschwunden, aber das Heimweh trieb ihn immer wieder nach Hause. Auch als eines Tages ein schwerer Bombenangriff über der Stadt wütete, zog es Max zu seiner Familie.

Dann wurde Max doch eines Tages geschnappt und kam zur Gestapo am Spatzenberg, wo der 16jährige eine Unterschrift leisten sollte. Da er noch Minderjährig war, verlangte der Vater von den Nazis den Jungen frei zu lassen. Irgendwann, bei einem erneuten Abtransport der Juden in Richtung Osten, wurde Max aufgefordert seine Koffer zu packen. Er stand bereits mit anderen Mönchengladbacher Mitbürgern in Düsseldorf auf dem Hauptbahnhof, als jemand ihm zurief, dass er „abhauen“ sollte. Max überlegte nicht lange, sprang auf den nächsten Güterzug, der zum Glück in Richtung Mönchengladbach fuhr und kam wieder nach Hause. Von nun an musste sich Max verstecken, denn die Gestapo war auf der Suche nach ihm. Wenn sie ins Haus der Familie Vergosen kamen, sagten sie: „Wir warten auf einen dreckigen Judenlummel und wenn wir ihn haben schlagen wir ihn zusammen“. Einmal nahmen sie den Vater mit aufs Revier und sagten: „Der Judenlummel ist uns durch die Lappen gegangen, aber wir haben den Alten mitgebracht“.

Auch die Mutter, Johanna Vergosen, tauchte zunächst in der Nachbarschaft unter, konnte dann einige Zeit bei ihren Schwiegereltern in der Nachbarstadt Viersen Unterschlupf finden. Aus Angst vor Verrat blieb sie nie länger an einem Platz. Ebenso erging es Max, der sich an vielen fremden Orten von der Mutter und seiner Familie getrennt, versteckt hielt.

Der Schlosser, Hans Vergosen, war bei der Firma Schlafhorst beschäftigt, die von Dr. Reiners geführt wurde. (Walter Reiners war der Schwiegersohn Konrad Adenauers). Selbstverständlich erhielt auch Hans Vergosen am Anfang des Krieges seinen Einberufungsbefehl, jedoch konnte Dr. Reiners seinen Weggang verhindern. Da Dr. Reiners Hans Vergosen gut kannte und ihn sehr schätzte, auch um seine Familienverhältnisse wusste, setzte er ihn als unersetzliche Kraft in seinem Betrieb ein. Die ehemalige Textil-Maschinenfabrik, Schlafhorst, die heute noch - allerdings unter anderer Leitung - in Betrieb ist, stellte während des Zweiten Weltkrieges Waffen und Munition her, also Nachschub für die Schlachtfelder. Hans Vergosen machte sich in den Kriegsjahren in diesem Rüstungsbetrieb unentbehrlich und Dr. Reiners hielt seine schützende Hand über ihn. Er wusste auch, dass sich Johanna und Max Vergosen versteckt hielten und so erlaubte Dr. Reiners, dass Hans Vergosen

jederzeit während des Tages nach seinen drei kleinen Kindern sehen konnte, die alleine in der Wohnung zurück geblieben waren. Zum Glück lag die Wohnung der Vergosens in Firmennähe. Bei Bombenangriffen oder in kritischen Situationen verließ der Familienvater mit Erlaubnis seinen Arbeitsplatz und war während dieser Jahre in ständiger Sorge um jedes einzelne Familienmitglied. Angst, Beklemmung, Kümmeris, Unsicherheit wurden zu seiner schwersten Bürde. Ruth sah oft vom Fenster aus, wenn ihr Vater in seinem blauen Arbeitsanzug, voller Unruhe und im Laufschrift die Strasse entlang eilte. Immer wieder beschlichen den Mann böse Vorahnungen, die sich leider auch oftmals bestätigten.

Einmal passierte etwas, was der damals elf oder zwölf jährigen Ruth bis heute im Gedächtnis geblieben ist. Die Familie besaß einen kleinen Singvogel, der in einem hübschen Käfig auf dem Küchenschrank stand. Als die Gestapo wieder einmal nach dem Verbleib von Mutter Vergosen und ihrem Sohn Max Ausschau hielt, die Wohnung in der Brunnenstrasse stürmte, passierte für die damals kleine Ruth und deren Geschwister etwas furchtbares. Da die SS-Leute wieder einmal umsonst gekommen waren, rächte sich einer der Uniformierten auf ganz persönliche Weise. Er nahm den Vogelbauer vom Schrank, öffnete das kleine Türchen des Käfigs, ließ den Sing-Vogel frei in dem er sagte „der ist arisch“. Dann stellte er den Vogelkäfig auf den Fußboden und zerstampfte mit seinen schweren Stiefeln das filigrane Gehäuse. Die Kinder sahen erschrocken, vor Angst erstarrt und mit großen Augen der sinnlosen Zerstörung zu.

Ruth, beim Weggang ihrer Mutter erst acht oder neun Jahre alt, war nun gezwungen den Haushalt zu übernehmen. Sie ersetzte den beiden jüngeren Geschwistern die Mutter. Anstatt mit gleichaltrigen Kindern zu spielen und in der Schule zu lernen, wurden für das Mädchen Ruth waschen, kochen, bügeln zum Lebensinhalt. Da sie zu klein war, um die Tischplatte zu überschauen, zimmerte ihr Vater ihr eigens ein kleines Fußbänkchen. Auf diesem stehend bereitete sie die Mahlzeiten und rührte Kuchen.

An Ausbildung war während der Kriegsjahre nicht zu denken. Vor dem Krieg hatte Ruth ein Jahr lang die jüdische Schule in der Albertus Strasse besucht, die jetzt längst geschlossen war. Die Staats-Schule verweigerten ihr – als Halbjüdin – den Eintritt. Bei Kriegsende, als die Familie wieder beisammen war, war Ruth 13 Jahre alt. Sie war zu alt um erneut die Schule zu besuchen, außerdem wurde im Haushalt jede Arbeitskraft benötigt, um die Familie zu ernähren. Pubertätsprobleme wurden unterdrückt, Teenager-Träume kamen gar nicht erst auf. Die sechs Kriegsjahre bürdeten dem kleinen Mädchen das Leben eines abgeklärten und lebenskundigen Menschen auf.

Hans Vergosen lernte gegen Ende des Krieges einen Belgier namens Ludwig Ramakers kennen, der in Mönchengladbach einen Schutz-Bunker aus Beton gebaut hatte. Als in den letzten Kriegstagen noch Schüsse fielen, warnte der Belgier die Familie Vergosen noch davor im eigenen Haus zu bleiben, sondern den Bunker aufzusuchen. Am 25.2.1945 war der letzte Großangriff. Am 27.2.45 besetzten die amerikanischen Soldaten den Vorort Rheindahlen, der von deutschen Soldaten verlassen worden war. Bei ihrem Vormarsch stießen die Amerikaner kaum auf Widerstand. Am 28.2. rückten Einheiten der 29. Infanterie-Division vor. Der endgültige Sturmangriff auf Mönchengladbach begann in den frühen Morgenstunden des 1. März 1945. Obwohl die Mutter froh war, endlich wieder bei ihrer Familie zu sein, und sich nicht mehr verstecken wollte, fanden sie alle in den letzten Kriegstagen doch Unterschlupf im engen Beton-Bau auf der Vitusstraße. Hier wurde die Familie am 16. März 1945 von den Amerikanern befreit. Ruth erinnert sich heute noch, als am Nachmittag ein Jeep mit amerikanischen Soldaten vor dem Bunker hielt und nach einer jüdischen Familie fragte, womit

sie gemeint waren. Es war der Belgier Ludwig Ramakers, der den Amerikanern mitteilte, dass eine jüdische Familie aus dem Bunker zu befreien sei.

Nach dem Krieg erhielt Ruth eine kleine Entschädigungsrente, die aber nach wenigen Jahren wieder einbehalten und rückgängig gemacht wurde. Diese Entscheidung hing von einem Arzt ab, der Ruth begutachtete und untersuchte und der befand, dass sich die eventuell entstandenen seelischen Schäden während der Kriegsjahre „ausgewachsen“ hätten. Er bescheinigte ihr völlige Gesundheit und somit fiel ihre Rente weg. Was der Arzt nicht weiß, ist, dass Ruth seit damals – bis heute unter Schlaflosigkeit, Angst, Nervosität und Unruhe leidet.

Ihr Vater, Hans Vergosen, eröffnete nach dem Krieg ein Speditionsgeschäft, indem auch Max beschäftigt war. Die Mutter kümmerte sich um die Buchhaltung, auch Ruth musste ab und zu im Familienbetrieb einspringen. Hans Vergosen hat den Krieg nur um wenige Jahre überlebt, er war lange krank und starb 1954 mit 59 Jahren. Das Leben während der Kriegszeit, der Druck der Nazis, die unendliche Angst um seine Familie haben aus dem tatkräftigen Familienvater einen gebrechlichen und kranken Mann werden lassen. Johanna Vergosen hat ihren Mann um fast 30 Jahre überlebt. Sie war in ihrem späteren Leben sehr verschlossen und hatte jegliches Vertrauen in die Menschen verloren. Auch Max, der älteste Sohn, der später einen Reifenhandel betrieb, war nie bereit über die angsterfüllten Jahre im Versteck zu sprechen. Max starb mit 64 Jahren an Lungenkrebs.

Die jüngste Tochter der Vergosen-Familie, Herta, die eigentlich am wenigsten von den schrecklichen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges mitbekam, starb mit 49 Jahren ebenfalls an Krebs. Die Familie hat sich in den letzten Jahren weiter verkleinert.

Hans Vergosen, der es nach dem Krieg in der Textil-Stadt Mönchengladbach zum Textil-Ingenieur gebracht hat, lebt in Düsseldorf, wo er seit vielen Jahren ein Stoff-Geschäft führt.

Die wichtigste und positivste Erfahrung im Leben von Ruth Vergosen war die Begegnung mit ihrem späteren Ehemann, Günter Hermges. Sie heirateten 1950 und führten 47 Jahre lang eine glückliche Ehe. Sie bekamen zwei Kinder, die beide verheiratet sind und Ruth bislang je einen Enkel bescherten. Ruth und Günter Hermges führten viele Jahre lang gemeinsam ein Geschäft. Der Tod ihres Mannes, im Jahre 1996, veränderte Ruths Leben schlagartig, sie hat mehr als sechs Jahre gebraucht um sein Hinscheiden einigermaßen zu verkraften. Jetzt aber kommt ihre Kämpfernatur wieder zum Vorschein. Warum sollte sie mit ihren 70 Jahren das Haus aufgeben, indem sie mit ihrem Mann glücklich war und in dem alle ihre Erinnerungen stecken? Nur eines verkraftet sie noch schlecht – und das ist, wenn sie eine CD mit der Musik ihres Mannes spielt, der ein leidenschaftlicher Jazzmusiker war. Er spielte Schlagzeug und war Sänger seiner Band. Bei der swingenden und erheiternden Musik kommen Ruth immer noch regelmäßig die Tränen.

Obwohl Günter Hermges, so wie Ruth's Vater, Hans Vergosen, Katholiken waren, liegen beide Männer auf dem jüdischen Friedhof in Mönchengladbach beerdigt.

Im Alltag und in ihrer Umgebung ist Ruth aus der Familie nur noch ihr Bruder geblieben, den sie in ziemlich regelmäßigen Abständen sieht und zu dem sie ein gutes Verhältnis hat. Hans lässt bei manchen Unterhaltungen mit seiner Schwester durchblicken, dass er sich heute wundert, dass Ruth trotz der fehlenden Schulbildung lesen und schreiben kann. Jedoch leidet Ruth heute mehr denn je darunter, dass sie nie die Möglichkeit hatte einen eigenen und selbst gewählten Beruf ausgeübt zu haben. Man sieht es der zierlichen, eleganten, attraktiven, sehr

agilen und tatkräftigen Frau nicht an, dass sie ein schweres Schicksal zu bewältigen hatte. Ruth Hermges hat keine Angst vor nichts und niemandem. Wer die energische und selbstbewusste Frau näher kennt, kann kaum glauben, dass sie nur ein Jahr lang die Schule besuchen konnte. Das Schicksal mit dem Namen „Nationalsozialismus“ hat Ruths Persönlichkeit geformt, gebeutelt und geknetet, aber sie hat sich niemals unterkriegen lassen.

Ich persönlich finde erwähnenswert und wichtig, sie in der Chronik der Mönchengladbacher Juden aufzunehmen.



Während meiner Schulzeit in den 50er und 60er Jahren habe ich nicht viel über den Krieg, die Nazis und die SS erfahren, selbst die KZ wurden totgeschwiegen. Dass Goebbels aus Rheydt kam, erfuhr ich erst viel später. Vielleicht haben sich die Menschen geschämt, so grausame Dinge vollbracht zu haben. Aber vielleicht wollten sie nicht über den Krieg reden, weil sie nicht als Helden und Sieger hervorgingen. Hat man uns die jüngste Geschichte unter-schlagen weil die Deutschen merkten versagt zu haben?

Mitscherlich erklärt in seinem Buch „Die Unfähigkeit zu Trauern“: „Wo ausgebaut und auf-gebaut wurde, geschah es fast buchstäblich auf den Fundamenten, aber kaum noch in einem durchdachten Zusammenhang mit der Tradition. Das trifft nicht nur für Häuser, sondern auch für den Lehrstoff unserer Schulen, für die Rechtssprechung, die Gemeindeverwaltung und vieles andere zu... Vorerst fehlt das Sensorium dafür, dass man sich darum bemüht hätte – vom Kindergarten bis zur Hochschule – die Katastrophe der Vergangenheit in unseren Erfahrungsschatz einzubeziehen... In allem sehen wir jene Hemmung, jene Blockierung der sozialen Phantasie, jenen fühlbaren Mangel an sozialer Gestaltungskraft.“ (5)

Nicht nur die Lehrer an den Schulen drückten sich vor der Wahrheit, sondern der Grossteil der Bevölkerung blieb – und bleibt – auf Befragen stumm, sucht nach Ausreden und Ausflüchten, um Hitler Untaten zu rechtfertigen. Hatte doch – laut Aussage der Kriegsgeneration – „Adolf“ doch für weniger Arbeitslose gesorgt und die Autobahnen gebaut (die allerdings schon vorher geplant worden waren). Für die damalige Jugend, die Hitler und Goebbels voller Enthusiasmus zujubelte, war diese Zeit vielfach eher ein „Abenteuerspielplatz“. (Viele Menschen, die unter dem Naziregime aufwuchsen, reden heute noch mit Glanz in den Augen von der schönen Zeit).

Ich bin sicher, nur wenige der heutigen Abiturienten wissen, dass Goebbels in Rheydt geboren wurde und sie deshalb eine ganz besondere Stadt ist. Was hat die Stadt Rheydt zum Andenken an ihre früheren jüdischen Mitbürger gemacht? Außer dem Gedenkstein, den man in den 70er Jahren an die Stelle der ehemaligen Synagoge aufstellte, und einer Strasse, die plötzlich „Moses Stern Strasse“ hieß, ist mir nichts aufgefallen.

Dieses Treffen aller lebenden Juden aus Mönchengladbach und Rheydt, das Ende der 80er Jahre stattfand, kann keine Entschädigung sein. Nicht einmal auf der ökumenischen Gedenkfeier – am 13.5.95 – in der Mönchengladbacher Synagoge sind mir – außer dem Bürgermeister, dem Polizeipräsidenten, nebst Gattinnen und Journalisten – keine normalen Bürger aufgefallen. Ein besseres Beispiel ist die Universitätsstadt Tübingen, die öfter ihre ehe-maligen jüdischen Mitbürger zu einem Gedankenaustausch und zu Gedenkfeiern in die alte Heimat einlädt. So lernt auch die Städtegesellschaft besser mit ihrer Vergangenheit umzu-gehen. Haben sie, die Bewohner von Mönchengladbach und Rheydt, nicht sogar Recht? Wenn man sich 50 Jahre um nichts gekümmert hat, braucht man es auch an solch einem Jahrestag nicht. Mich hat es in die Synagoge gezogen, weil ich mich mit der jüdischen Bevölkerung solidarisch zeigen wollte. Ich kann nur hoffen, dass die Juden uns und unseren Vätern verzeihen, ich jedenfalls wusste nicht, ob ich dazu in der Lage wäre.

Der Gottesdienst und Gedenkfeier zum 50. Jahrestag des Kriegsendes für die gefallenen Soldaten war besser besucht. Die Deutschen beklagen lieber ihre eigenen Toten als diejenigen, die durch ihre Schuld umkamen. Sie fühlen sich zum Teil nicht einmal schuldig, sondern noch als Opfer: Was haben sie nur alles während des Krieges mitgemacht, die zahllosen Bombenangriffe, die schreckliche Evakuierung, Männer wurden getötet, Frauen vergewaltigt, Kinder wurden zu Waisen. Es war in der Tat schrecklich, aber wem hatten sie das

alles zu verdanken? Sich selbst! Hätten die Deutschen nicht voller Überschwang „Hurra!“ geschrien und Hitler und die Nationalsozialisten nicht gewählt, wäre uns viel erspart geblieben. „Aber es schien zunächst lustvoll und herrlich zu sein, zum Volk der Auserwählten zu gehören. Als die Alliierten deutsche Städte zerbombten, taten sie dies, weil Hitler ihnen gedroht hatte „die Städte unserer Feinde auszuradieren“. (6) Es war, wenn man so will, reine Notwehr, aber die Deutschen fühlen sich noch als Märtyrer.

Und wie war es mit dem Widerstand in Mönchengladbach und Rheydt bestellt? Angeblich sollen damals 30 bis 40 Personen bereit gewesen sein, Juden zu unterstützen, sie zu verstecken oder ihnen auf andere Art zu helfen. Das ist keine große Zahl in der ehemals 200.000 Einwohner zählenden Stadt. Dafür ist mir ein Fall persönlich bekannt: „Frau Stein“ war mitten im Winter auf der Suche nach Sommerkleidern. Ich konnte mir damals, in den 60er Jahren, nicht vorstellen, wo man im Januar Sommergarderobe benötigte. Sie erzählte dann, dass sie ihre Freunde in Israel besuchen wolle. Später erfuhr ich, hinter vorgehaltener Hand natürlich, dass Herr und Frau Stein während des Krieges in ihrem Haus Juden versteckt hielten. Obwohl die Gestapo mehrmals, durch Nachbarn denunziert, Hausdurchsuchungen vornahm, wurden sie nicht entdeckt. Die jüdische Familie überlebte und siedelte nach Israel. Eigentlich ist das eine völlig normale Handlung, dass man seinen Freunden hilft, wenn sie in Not geraten, aber ansonsten habe ich von keiner weiteren Rettung in meinem Umfeld gehört. Die Stadt Rheydt oder Mönchengladbach hat weder Orden noch Medaillen verteilt, obwohl Herr Stein kein Unbekannter bei der Sparkasse war. Man vergaß, verdrängte, ignorierte. Ich möchte hiermit dem Ehepaar Stein, ehemals vom Bäumchensweg, die beide längst tot sind, ein Denkmal setzen!

EINFÜHRUNG

Dieser Bericht ist besonders für die Jugend geschrieben. Sie ist unsere Hoffnung und Zuversicht, sie ist offen und lernfähig. Sie wehrt sich gegen das Unrecht und weiß auch besser mit der Vergangenheit umzugehen, wenn man sie das lehrt.

Waren es doch hauptsächlich Jugendliche, die die Kinosäle füllten, als „Schindlers Liste“ aufgeführt wurde. Leute, der Altersklasse zwischen 40 und 50, konnte man an einer Hand abzählen. Und wenn ich Frauen und Mütter meines Alters befragte, ob sie sich mit ihren Kindern den Film ansehen würden, bekam ich oft ausweichende Antworten: „Nach 50 Jahren muss man doch endlich mal vergessen können“ oder „Das ist alles zu furchtbar, das will ich meinem Kind nicht zumuten“. Dabei sind die jungen Menschen mehr gefordert als man glaubt. Ehekrise, Scheidungen, Mord und Totschlag im Fernsehen, im Kino oder aber aus der Zeitung mutet die Gesellschaft ihnen zu, aber ein Stück reale Vergangenheit nicht. Die Verbrecher des Krieges, Die Grosseltern, wollen weder von dem Film, noch etwas von diesem Bericht wissen, sie hüllen sich lieber in Schweigen und tun, als wüssten sie von nichts. Sie haben sogar noch für alles eine Ausrede und viele Entschuldigungen. Anstatt dass die heute alten Männer, z.T. Mörder von vielen tausend Menschen, weinend zusammenbrechen, ihre Taten zugeben und bereuen, Einkehr bei sich selbst halten, sich als schuldig zu erkennen geben, fühlen sie sich noch angegriffen und behaupten – und das wiederum nicht ohne Stolz – dass sie nur ihre Pflicht getan haben. Ich finde das schwer zu verdauen!

Und wie war ich einst stolz auf „meine 68er Generation“ (und dass ich dazu gehörte). Ich hielt sie (uns) für etwas ganz Besonderes, sie (wir) würden die Welt umkrempeln. Diese Bewegung setzte sich für soziale Gerechtigkeit ein, für eine Neuorientierung in der Politik. Bei der 68er Studentenbewegung spürte man die geballte Energie. Die Demonstranten lieferten sich heftige Straßenschlachten mit der Polizei, wobei sie zum Teil sogar ihr Leben aufs Spiel setzten. Ich war mir damals sehr sicher, dass die Welt in 25 Jahren großmütiger, selbstloser, fairer und vorurteilsloser sein würde und nun ist dieser großartige Traum auf der Strecke geblieben.

Ich, die ich 1967 aus der Provinz nach Berlin kam, konnte Rudi Dutschke „life“ erleben. Mir war fast schwindelig inmitten tausender Studenten und vor Glück, dass ich selbst einmal im Zentrum des Geschehens war. Von der damaligen Revolte ist nicht viel in die „Neuzeit“ übergeschwappt. Wo sind die vielen Idealisten, Revoluzzer, Systemverbesserer, Sozialreformer, die seinerzeit im Kampf um Gleichberechtigung den Aufstand geprobt haben, geblieben? Sollten sie sich etwa in den Vorstandsetagen der Banken, Versicherungen und der großen Konzerne versteckt halten?

Wo ist der Elan der 68er geblieben? Mir scheint, er ist im All verpufft. Von den großen Namen ist mir nur noch der gewisse Herr Cohn-Bendit und ein anderer namens Fischer im Gedächtnis haften geblieben! Der Mief von tausend Jahren – und nicht nur unter den Talaren – ist an uns hängen geblieben.

Ich habe trotzdem schon frühzeitig versucht, aus meinen Kindern „Menschen“ zu machen, sie auch über negative Dinge des Lebens aufgeklärt, über Krieg und Rassenhass und, dass es ungerecht in der Welt zugeht, aber auch, dass jeder seinen Teil zum friedlichen Miteinander beitragen muss. Dass man Mitmenschen hilft, wenn sie Hilfe benötigen und dass man teilt, wenn andere zu wenig haben. Durch internationale Schulen, mit Schülern aus über 40 Nationen, haben sie Rassismus gar nicht erst kennen gelernt. Geschichte wurde an den Schulen unserer Töchter intensiv behandelt. Ganz besonders haben sich die beiden Töchter

für den 2. Weltkrieg interessiert. Deshalb schreckten sie auch nicht davor zurück, einen Besuch in Polen, in die unliebsame Vergangenheit, zu machen. Wie soll man der Zukunft begegnen, wenn man die Vergangenheit nicht kennt? Leider war es nur einer Tochter möglich mitzukommen.

Und so begannen wir unsere Rundreise durch Polen nur zu zweit.

LIDICE UND ORADOUR

Mein Kind, frag Deinen Vater, wo
er war, als Lidice und Oradour
im Brand sich krümmten, lichterloh.
Frag nach dem falschen Schlag der Uhr

bei Dir zu Haus und anderswo.
Den Lehrer frag: die Angelschnur
schlägt nach ihm aus. Der Wolf im Zoo
erschrickt vor Lidice und Oradour.

Dein Nachbar, der Geranien froh,
vergaß Euch, Lidice und Oradour,
das Feuerkind im Feuerstroh,
das Messer bei der Menschenschnur.

Vom Hut aus Filz, vom Korb aus Stroh
kein Pflaster schluckt die rote Spur.
Mein Kind, mach es nicht ebenso,
geh, lies von Lidice und Oradour.

(Wolfgang Weyrauch) (29)

DIE POLENREISE

BRESLAU

Anfang Juli 1994 machten wir – meine Tochter und ich – uns auf den Weg nach Polen. Sie hatte gerade ihr Abitur bestanden. Nun wollten wir der jahrelang studierten deutschen Geschichte des 2. Weltkrieges – wenigstens zum Teil – auf den Grund gehen. In Berlin-Lichtenberg bestiegen wir den 20 Uhr-Zug nach Breslau. Unsere erste Etappe endete nach 6 Stunden Fahrt im Bahnhof von Wrocław. Dort erwartete uns mitten in der Nacht ein cleverer Taxifahrer, der uns ins sehr nahe gelegene Hotel Metropol fuhr und uns für die sehr kurze Fahrt 10,- DM abnahm, unsere Koffer auf dem Gehweg abstellte und eilends davonfuhr. Für ihn hatte sich das lange Aufbleiben in dieser Nacht doch noch gelohnt. Bevor er losbrauste, erzählte er uns in gebrochenem Deutsch, dass Hitler schon in diesem Steinklotz von Hotel zu nächtigen pflegte. Mit dieser überaus „beruhigenden Nachricht“ klopfen wir an die riesige und von innen verriegelte Holztür des „Gruselkabinetts“. Niemand öffnete, niemand schien uns – sogar nach mehrmaligem Hämmern – zu hören. Da standen wir nun mit unserem Gepäck, mitten in der Dunkelheit und der polnischen Sprache nicht mächtig. Mir fielen die kriminellen Vergehen der Polen ein. In den Zeitungen stand immer wieder, Polen stehlen alles, was nicht angebunden ist; sicher schrecken sie auch vor Mord nicht zurück. Huschte da nicht ein Schatten vorbei?

Waren dort keine Geräusche? Jemand schlurfte mit Schlüsselgerassel zur Tür. Eine Matrone zeigte uns verschlafen, jedoch recht barsch den Weg in unser Zimmer. Erschöpft von der langen Reise betraten wir das Hotelzimmer; es war schmal, nicht besonders geräumig, einfach eingerichtet, aber wir waren froh und dankbar ausruhen zu dürfen. Von dem grossen Fenster aus konnten wir direkt auf die Oper und ins Zentrum blicken. Wir nahmen aber erst am nächsten Morgen Notiz davon, als wir schon früh durch den Verkehrslärm geweckt wurden. Zwischen den beiden Betten stand ein Fernseher, der mit seinen beiden Schwarz-Weiß-Kanälen an die 50er Jahre erinnerte. Bevor wir uns abends auf die nachgiebige Matratze legten, schlichen wir noch schnell über den unheimlichen Gang zu „Damski“, um uns für die Nacht zu erleichtern. Der Rückweg wurde atemlos und im Laufschrift zurückgelegt, als wäre uns Adolf, der „Gröfaz“ (größter Führer aller Zeiten) auf den Fersen.

KRAKAU

Nach 3 Tagen bestiegen wir den Zug nach Krakau. Nach 5 Stunden Bahnfahrt erreichten wir diese schöne und historische Stadt. Wir ließen uns mit dem Taxi ins Hotel „Cracovia“ fahren. Der rechteckige, starre Kasten sozialistischen Stils war bewohnt von internationalen, in der Hauptsache aber amerikanischen Touristen. Unser Doppelzimmer wirkte wie eine Suite. In einem Raum standen die beiden Betten und ein Schrank, in dem anderen schmalen Zimmer war ein gemütlicher Aufenthaltsraum eingerichtet mit Couch, Sessel, Telefon und Fernseher mit internationalen Kanälen. Hier hatten wir auch jeder unser eigenes Bad. Noch bei Tageslicht wollten wir uns ein wenig umsehen. Am „Rynek Główny“, dem Altstadt-Markt-Platz, kamen wir aus dem Staunen nicht heraus: so viel alte Schönheit, hellen Glanz, Sauberkeit und Atmosphäre hatten wir nicht erwartet. Die Straßencafés waren voll besetzt, Menschen redeten, lachten, aßen. Der Duft von gebratenem Fleisch stieg uns in die Nase. Auch wir waren hungrig und suchten nach einem freien Platz. Junge, freundliche Menschen fragten nach

unseren Wünschen. Es waren Studenten, die alle Deutsch und Englisch sprachen. Besonders fiel mir ihre Höflichkeit und eine gewisse Zurückhaltung auf. Sie waren kein bisschen aufdringlich, schienen eher gehemmt. Dabei hatten diese jungen Leute es keinesfalls nötig, sich vor anderen Europäern zu verstecken, denn sie sahen auch noch überdurchschnittlich gut aus. Ihr bescheidenes Auftreten tat wohl, diese Eigenschaft ist leider vielen Jugendlichen in anderen Ländern abhanden gekommen. Das Essen in diesem Straßencafé am Marktplatz schmeckte genauso vorzüglich wie es aussah. Als dann noch herrlich drapierte frische Früchte auf Eis an uns vorbei getragen wurden, konnten wir nicht widerstehen. Die Johannisbeeren, Waldbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, alles was sich auf unserem Eisbecher türmte, schmeckte so, wie ich es noch aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Zufrieden, gesättigt und überrascht von so vielen positiven Eindrücken, lehnten wir uns zurück, um die Menschen dieser Stadt und die Touristen zu beobachten. Junge Musikanten spielten auf, Folkloretänzer bewegten sich harmonisch zur Musik, der Feuerschlucker ließ seine Fackeln im Bongorhythmus tanzen. Amerikanische Besucher waren leicht auszumachen. Deutsche erkannte man an den Socken in den Birkenstock Schuhen und den unverkennbaren Trägerhemden, auch schreckten viele vor Schiessers unübertroffenem Netzhemd nicht zurück. Ein junger Pole merkte, dass wir Deutsche waren und sprach uns hochofrefreut an. Wir unterhielten uns mehr als eine Stunde. Und gegen Ende der Unterhaltung lud er uns zu sich nach Hause ein, ebenfalls in das Wochenendhaus seiner Eltern in Zakopane. Über so viel Spontanität uns fremden Menschen gegenüber war ich erstaunt. Da aber der folgende Tag schon verplant war, verabschiedeten wir uns voneinander. Krakau hatte uns sehr beeindruckt. Von den Sehenswürdigkeiten, Schloss Wawel, dem Florianstor, der Tuchhalle, (eine historische Markthalle) dem Trompetenbläser auf dem gotischen Turm der Marienkirche, bekamen wir herrliche Eindrücke und beschlossen sogar, irgendwann einmal, wiederzukommen.

AUSCHWITZ UND BIRKENAU

Am nächsten Tag wollten wir zu einem wichtigen Ziel unserer Reise, ins Konzentrationslager „Auschwitz“. Zwar hatten wir viele Filme, Dokumentationsberichte und Fotos aus den KZ gesehen, aber wir wollten die Restbestände des Grauens selbst auf uns einwirken lassen. Der Bus, der uns in die mörderische und unbarmherzige Vergangenheit führte, wartete bereits vor dem Hotel. Unter den ungefähr zwölf Leuten im Bus fiel mir sofort eine mir gleichaltrige Deutsche auf. Sie war – genau wie ich – mit ihrer Tochter unterwegs. Die meisten Reisenden waren Amerikaner. Ein älterer Herr mit weißem Bart, er schien in Israel beheimatet zu sein, setzte sich von allen ab. Mit Sicherheit war er ein ehemaliger KZ-Häftling und besuchte nun, nach fast 50 Jahren, die Stätte der brutalen Gewalt, der er sicherlich mit knapper Mühe und Not entronnen ist. Wie schmerzhaft musste für ihn diese Erinnerung sein! Am nächsten Morgen sah ich ihn wieder in der Frühstückshalle unseres Hotels. Wieder saß er alleine. Traurig sah er aus. Wie gerne hätte ich mit ihm gesprochen, ihm Trost gespendet oder ihm nur meine Hilfe angeboten, vielleicht einfach nur seine Hand gehalten – oder seinen Arm mit der unauslöschlich eingebrannten Häftlingsnummer. Aber wie hätte ich mich als Deutsche erdreisten können, diesen fremden Menschen anzusprechen?!

Die junge polnische Reisebegleiterin des Busses erklärte uns auf Englisch, was wir nach der 60 km langen Fahrt zu erwarten hätten. Erstaunt war ich, an diesem hellen Morgen schon etliche Busse an der Gedenkstätte stehen zu sehen. Massen strömten in die

Museumseinrichtungen. Bald war auch der Kinosaal mit Menschen gefüllt, und der Dokumentationsfilm konnte beginnen. Ich war verwundert, wie viele Jugendliche sich für die Vergangenheit interessierten. Junge Israelis konnte man an ihrer jüdischen Kopfbedeckung, der Kipa, erkennen. Deutschsprechende Schulklassen bildeten Gruppen, man hörte die unterschiedlichsten Sprachen, bis der Film begann. Dann betretenes Schweigen, Trauer, Tränen, hier und da ein unterdrücktes Schluchzen von Leuten, die wahrscheinlich ihre Familienangehörigen in diesem Konzentrationslager verloren haben. Wie konnten wir als Deutsche überhaupt noch erhobenen Hauptes durch die Gedenkstätte gehen? Hätten wir uns nicht vor Scham und Schuldgefühl in die hinterste Ecke verkriechen müssen?

Die Besichtigung nahm ihren Lauf. Wir sahen die Koffer, die man den Neuankömmlingen gleich abgenommen hatte, um den Inhalt zu konfiszieren. Hätten nicht auch Koffer von uns dabei sein können? Hätte nicht irgendein fanatischer Idiot auch unserer Familienidylle ein Ende machen können? Es ist schwer zu begreifen, dass Menschen aus Fleisch und Blut, wie Du und ich, systematisch morden und zerstören und auch noch Buch darüber führen. Auch wir gingen durch das Tor mit der Aufschrift „Arbeit macht frei“ wie schon so viele vor uns. Nachdem wir schon einige Stunden im Museum von Auschwitz verbracht hatten, Berge von Koffern, Brillen, Zahnbürsten, Kämmen gesehen hatten, standen wir vor den Beinprothesen. Eine rosa farbene kleine Prothese hatte einem Kind gehört... Kiloweise lagen Haarbüschel aufgehäuft, die sich durch die Vergiftung mit Zyklon B grau gelblich verfärbt hatten. Trotzdem waren die Haare für Decken und Teppiche verwertet worden. Aus dem „Todesblock“ war keiner lebendig herausgekommen. Nachdem die Todeskandidaten oft wochenlang gefoltert und gequält worden waren, hat man sie einfach an die Wand gestellt und exekutiert. Wir glaubten, die Todesschüsse noch zu hören. In den 20 Minuten Pause während der Besichtigung scharten sich die Besucher um die Würstchenbuden. Uns war der Appetit von der Besichtigung gänzlich vergangen. Bei 30 Grad im Schatten waren wir jedoch froh, Wasser bei uns zu haben. Die Sommer der 40er Jahre waren sicher nicht minder heiß, wie hatten die Gefangenen das ausgehalten? Sie mussten sich den ganzen Tag mit schwerer Arbeit abplacken und hatten mit Sicherheit Durst, trotzdem bekamen sie nur kleine Rationen an Flüssigkeit.

Wir konnten noch einen genüsslichen Schluck nehmen, bevor wir uns, wie bei einem Betriebsausflug, alle im Bus versammelten. Nun folgte Teil II der Besichtigung: Birkenau. Nach einigen Minuten sah man schon das bekannte Tor, die Zugschienen, die legendäre Rampe. Hier hatte damals auch das lagereigene Orchester gespielt. Neuankömmlinge wurden mit Musik begrüßt worden, bevor viele von ihnen gleich „ins Gas“ gingen. Sterben beim Radetzkimarsch. Hier in Birkenau war per Daumenzeig über Leben und Tod entschieden worden. Viele Zeugenberichte haben später die Dramen geschildert, die sich in der Warteschlange abgespielt haben. Manche Mutter hat ihr Kind verleugnet, um ihr eigenes Leben zu retten. Wenn Kinder verzweifelt hinter ihren Müttern schreiend und weinend hinterherliefen, ließen sich die Aufseher dadurch nicht ihr Programm durcheinander bringen, denn in der Masse hatte Disziplin zu herrschen. So schossen sie ohne zu zögern den Störenfried nieder. Auch mit Kranken oder Behinderten hatte es kein Erbarmen gegeben. Wenn Kinder ohnmächtig von den Strapazen der langen Zugfahrt nur noch leise wimmerten oder zitterten, warf man sie gleich auf den bereitstehenden Lastwagen, der für Tote reserviert war, denn „unnütze Brotesser und minderwertige Elemente“ (7) wurden nicht geduldet. Hier also hatte „Tadeusz Borowski“ (8) die Züge mit den vielen entstellten und verkrampten Leichen entladen. Hier war es, wo er die Züge von Urin, Erbrochenem und Exkrementen säuberte. Obwohl er sich ekelte und ihm der Geruch den Magen umdrehte, hoffte er, etwas Essbares zu finden. Obwohl

dieser Mensch das KZ überlebte, konnte er mit dem wirklichen, realen Leben nicht mehr zurechtkommen, er beging wenige Jahre nach seiner Rettung aus dem Lager Selbstmord. Wir standen auf dem Wachturm von Birkenau und überschauten das ganze Lager. Hier allein waren 3 Millionen Menschen systematisch umgebracht worden.

AUSCHWITZ

Kalt und trüb ist noch der Morgen,
Männer gehn zur Arbeit hin,
Schwer von Leid, gedrückt von Sorgen,
Fern der Zeit, da sie geborgen,
Langsam wandern sie dahin.

Aber jene Männer dort
Bald nicht mehr die Sonne sehn.
Freiheit nahm man ihnen fort.
Welch ein grauenvoller Mord,
Dem sie still entgegen gehn.

Täglich hinter den Baracken
Seh ich Rauch und Feuer stehn.
Jude, beuge deinen Nacken,
Keiner hier kann dem entgehn.
Siehst du in dem Rauche nicht
Ein verzerrtes Angesicht?
Ruft es nicht voll Spott und Hohn:
Fünf Millionen berg' ich schon!
Auschwitz liegt in meiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

Täglich hinterm Stacheldraht
Steigt die Sonne purpurn auf,
Doch ihr Licht wird öd und fad,
Bricht die andre Flamme auf.
Denn das warme Lebenslicht
Gilt in Auschwitz längst schon nicht.
Blick zur roten Flamme hin:
Einzig wahr ist der Kamin.
Auschwitz liegt in seiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

(Ruth Klüger) (9)

„Das erste was man empfand, als man aus dem Zug stieg, war der beißende Geruch und die ätzende, dicke – mit gelblichem Rauch geschwängerte – Luft“. (10) So beschrieb Ruth Klüger ihren ersten Eindruck von Birkenau, den sie als Kind erlebte und bis heute nicht vergessen kann. Bis auf den heutigen Tag nicht in der Lage ist, gebratenes Fleisch zu riechen oder zu essen.

Wir besuchten nur die ersten Holzbaracken, in denen die Häftlinge zu hunderten auf Holzpritschen gelegen hatten, und die nur mit etwas Stroh aufgefüllt waren. Oft waren sie unter dem Gewicht der vielen Menschen zusammengebrochen. Toiletten gab es in Form von langen Gestellen mit Löchern, ca. 50 Frauen (oder mehr) mussten gleichzeitig ihre Notdurft im Eiltempo verrichten. Es gab weder Papier noch Seife, selbstverständlich auch keine Hygienebinden für Frauen während der Menstruation, falls sie die überhaupt noch bekamen. Dadurch, dass sie ständig am Rande des Verhungerns waren, blieb die Regel bald aus. Typhus und Kolibakterien breiteten sich in rasender Geschwindigkeit aus, denn um die Hygiene war es katastrophal bestellt. Ungeziefer wie Läuse, Wanzen und Flöhe hatten freien Eintritt und setzten sich mit Genuss an Mensch und Holz fest. Man muss sich außerdem vorstellen, wie bitterkalt es im Winter und wie brütend heiß es im Sommer in den Holzverschlägen war. Das waren die grauenhaften äußeren Umstände, aber sie mussten auch Erniedrigungen, Demütigungen, Spott und Schläge über sich ergehen lassen.

Als uns nun ein ehemaliger Häftling durch das Lager führte, uns die Funktionen der einzelnen Holzhäuser erklärte und von den Gepflogenheiten der SS-Schergen erzählte, schrie eine Frau aus unserer Gruppe auf. Obwohl sie vorher nur Englisch geredet hatte, quollen ihr unkontrolliert die deutschen Worte aus dem Mund, sie schrie, sie war verzweifelt, sie war außer sich. Plötzlich müssen schreckliche Erinnerungen in ihr wach geworden sein, sie konnte sich kaum beruhigen. Gerne hätte ich mit ihr geredet, sie getröstet und von ihren jammervollen Erinnerungen mehr erfahren. Aber ich blieb wie versteinert stehen. Ich wollte sie mit meinen Fragen nicht noch mehr quälen. Der alte Herr mit dem weißen Bart kam aus einer ganz anderen Ecke zurück in den Bus und setzte sich an seinen alten Platz in der hinteren Reihe. Er konnte es wohl in der Gruppe nicht aushalten, er wollte lieber still für sich und ganz alleine dieses furchtbare Trauma noch einmal durchdenken. Selbst nach einer halben Stunde konnte sich die amerikanische Jüdin nicht beruhigen. Sie muss damals noch ein Kind gewesen sein, höchstens zehn oder zwölf Jahre alt. Sie redete immer wieder mit sich selbst, dass sie nie hätte hierher zurückkommen dürfen. Zu den Deutschen im Bus bekamen wir keinen Kontakt, sie wirkten recht arrogant, aber vielleicht meinten sie das gleiche von uns.

WARSCHAU

Auf unserem Programm stand für den nächsten Morgen Warschau. Wir standen an diesem herrlichen Sommersonntagmorgen schon früh am Bahnhof, der Zug fuhr pünktlich ein. Die Eindrücke von Auschwitz und Birkenau hatten unsere Stimmung sehr bedrückt, so hing jede ihren Gedanken nach. Ich schloss die Augen, horchte auf das Rattern der Räder. Der Zug hatte an Geschwindigkeit zugenommen. Ich dachte an die verzweifelten Menschen, die damals in umgekehrte Richtung fuhren – von Warschau nach Auschwitz... Und wie sie in den geschlossenen Viehwaggons kaum Luft bekamen, und dies bei einer Hitze von über 30 Grad, wie heute. Sie müssen fürchterlichen Durst verspürt haben, den sie nicht stillen konnten. Da es keine Toiletten gab, mussten sie ihre Notdurft dort verrichten, wo sie gerade standen. Und jedes

Mal beim Einfahren in irgendeinen Bahnhof, als der Zug langsamer und der Rhythmus des Ratterns länger brauchte, mag die Hoffnung der Eingesperrten gewachsen sein, bald aus ihren Käfigen befreit zu werden. Die Fahrt ging jedoch erbarmungslos weiter. Ich dachte an die vielen Juden, die ich im Laufe meines Lebens in den verschiedensten Winkeln der Erde kennen gelernt hatte. Alle verband sie das gleiche Schicksal, sie alle hatten Verwandte, Freunde und Bekannte verloren. Mir fiel die alte Dame in einem Bus von London ein, als ich sie nach einer bestimmten Haltestelle fragte. Sie erklärte mir bereitwillig mit starkem Deutschen Akzent, wie viele Haltestellen ich noch vor mir hatte. Auf meine Frage, ob sie Deutsche sei, stand sie spontan von ihrem Sitz auf und verließ unter Murmeln, dass sie ihren fürchterlichen Akzent wohl nie los würde, den Bus. Sie wollte sich auf keinen Fall länger mit mir unterhalten.

Vor meiner Ehe habe ich in Johannesburg gelebt. Dort hatte ich eine jüdische Kollegin (Mrs. Markus), die mit ihrer Familie noch rechtzeitig dem Naziterror entfliehen konnte. Leider konnte ihr Mann die Freiheit in Süd Afrika nicht lange genießen, er starb kurze Zeit später an einem Herzinfarkt. So war seine Frau, die vorher nie berufstätig war, gezwungen, sich eine Arbeit zu suchen, damit sie die Kinder und sich selbst ernähren konnte. Sie war mir gegenüber immer nett und hilfsbereit, zog es aber vor, Englisch mit mir zu sprechen. Nie hat sie mich zu sich nach Hause eingeladen.

Später lernte ich Eleonor Sella auf der Karibik-Insel Puerto Rico kennen. Unsere beiden Männer wurden dorthin als „Expatriates“ von ihren jeweiligen Firmen eingesetzt. Während mein Mann ganz Lateinamerika bereiste, war der Agraringenieur Eytan Sella mit neuen Pflanzungen von Obst und Gemüse betraut. Unsere Töchter besuchten dieselbe Schule, Karin und Natalie sogar in dieselbe Klasse. In den fünf Jahren unseres Aufenthaltes freunden sich die beiden Mädchen sehr an. So lernten wir auch ihre Eltern kennen. Nach vielen Begegnungen und Gesprächen erfuhren wir vom Schicksal von Karins Großmutter, einer polnischen Jüdin, die ihren KZ-Aufenthalt nur durch viel Glück überlebte und später nach Israel übersiedeln konnte. Nachdem sie im Laufe ihres Lebens ihre Schreckensvisionen aus der Zeit im Lager an ihre Kinder und Enkel weitergab, waren die verständlicherweise jedem Deutschen gegenüber skeptisch. Trotzdem behandelte Eleonor mich freundschaftlich. Mir machten die vielen Gespräche mit der quicklebendigen und mitten im Leben stehenden Frau sehr viel Vergnügen. Ich hätte damals gerne mehr und intensiveren Kontakt zur ganzen Familie gehabt. Wir planten auch gemeinsame Restaurantbesuche, die sich seltsamerweise nie verwirklichten. In fünf Jahren ist es uns kein einziges Mal gelungen, gemeinsam mit der Familie etwas zu unternehmen oder sie zu uns nach Hause einzuladen. Zwar schätzte Eleonor meine Backkünste, trank auch gerne einen Kaffee, wenn sie ihre Tochter bei uns abholte, nahm gerne und dankbar mein braunes, selbstgebackenes Brot mit nach Hause, aber zu einem näheren Kontakt konnten sich Sella's nicht entschließen. Die Wunden saßen zu tief, der Schmerz über den Verlust lieber Angehöriger war zu groß. Wir akzeptierten das.

Es gab viele jüdische Familien in San Juan de Puerto Rico. Eines Tages feierte Grant, ein Mitschüler aus Karins und Natalies Klasse, seine Bar-Mitzwah (religiöses Ritual 13 jähriger Jungen). Alle Schulkameraden waren zu diesem wichtigen Ereignis eingeladen. Die Mädchen diskutierten noch eifrig, was sie zu dieser Festlichkeit anziehen sollten, als wir – mein Mann und ich – überraschenderweise eine Einladung für die Feier in der Synagoge bekamen. Ich war aufgeregt; nie zuvor hatte ich eine Synagoge betreten und hätte immer gern mehr über die jüdischen Feierlichkeiten gewusst. Aber plötzlich spürte ich einen Druck im Magen: Konnte man als Deutsche in ein jüdisches Gotteshaus gehen? Am besagten Termin war mein Mann auf

einer Geschäftsreise, und mir war bei dem Gedanken, alleine in die Synagoge zu gehen, nicht wohl. Zum Glück war Eleonor auch eingeladen. So machten wir uns mit unseren Kindern gemeinsam auf den Weg zur feierlichen Zeremonie. In der Synagoge hatten die Kinder und Jugendlichen einen gemeinsamen Platz. Ich verkroch mich mit Eleonor in die hinterste Ecke, aber auch dort verfolgte mich mein schlechtes Gewissen. Alte Männer in schwarzen Roben und langen weißen Bärten begrüßten mich auf das herzlichste mit ihrem „Shabbat Shalom“, mit dem ich überhaupt nichts anzufangen wusste. Meine jüdische Begleiterin ließen sie links liegen. Ausgerechnet mich, eine Tochter von Mördern und Verbrechern, begrüßten sie per Handschlag. Während der dreistündigen feierlichen Handlung wütete in mir ein ungeheurer Sturm an Gefühlen: Sollte ich aufspringen und mich als Nachfahre von grausamen Straftätern zu erkennen geben, mich vielleicht hier in aller Öffentlichkeit entschuldigen? Ich saß da wie versteinert. Äußerlich gelassen ging ich nach den Feierlichkeiten zum festlich geschmückten Buffet. Dort begrüßte mich meine Gynäkologin, unser Zahnarzt machte seine Aufwartung, vieler mir bekannter Personen hatten an dieser Bar-Mitzwah teilgenommen.

Eine andere sehr wertvolle Erfahrung machten wir, als der Vater einer Klassenkameradin starb. Wir waren alle sehr bedrückt und traurig, dass Berti ihren Vater so früh verlor. Ich sträubte mich, die Witwe in ihrem Schmerz mit meiner Gegenwart zu behelligen. Man klärte mich auf, dass es zu den Pflichten eines guten Juden gehört, die vor Kummer und Leid erstickenden Überlebenden in ihrem Seelenschmerz nicht allein zu lassen. Um Trauernde kümmert man sich fünf Tage und Nächte. Ständig müssen Freunde und Verwandte zugegen sein, und indem der oder die Hinterbliebene redet oder weint, den Hergang des Sterbens so oft wie möglich schildert, befreit und entledigt er oder sie sich von der Pein. Ich ließ mich zu einem Besuch überreden, und wieder gemeinsam mit den Kindern gingen wir in das Haus des Verstorbenen. Und ich glaube, sie haben Recht, die Juden. Während wir uns von den Trauernden abwenden, uns zurückziehen, aus falschem Schamgefühl heraus – oder einfach, weil wir den Tod verdrängen, lassen wir die Hinterbliebenen in ihrem Leid alleine, obwohl sie gerade jetzt der Hilfe bedürfen. Zwar kann der Schmerz über den Verlust einer verstorbenen Person nicht getilgt oder vertrieben – aber er kann gelindert werden.

Leo hatte Glück gehabt. Noch bevor der Zweite Weltkrieg begann, setzte sich seine Familie in die Vereinigten Staaten ab. Wir lernten ihn in den 80er Jahren kennen, als er wegen Geschäftsangelegenheiten bei uns anrief. Leider musste ich ihn mehrmals vertrösten, da mein Mann ständig auf Reisen war. Bei jedem Gespräch fiel mir sein Akzent auf. Meine Tochter meinte, er rede das typische New Yorker-Englisch; ich war anderer Meinung. Später, als wir ihn näher kennen lernten, stellte sich heraus, dass wir beide aus derselben Stadt kommen. Obwohl er bereits als Kind, mit 13 Jahren, Deutschland verließ, hat er in über 50 Jahren seinen rheinischen Dialekt nicht verloren. Das trifft auch für seine Frau Lore zu, die ab und zu noch in einen herrlichen Badener Akzent verfällt.

An all diese Menschen, an diejenigen, die heute noch unsere Freunde sind, an alle die, die im KZ umkamen und an diejenigen, die das KZ überlebten, dachte ich, als wir mit dem Zug von Krakau nach Warschau unterwegs waren. Der Zug lief pünktlich in Warschau auf dem „Centralny“-Bahnhof ein. Dort erwarteten uns bereits unsere englischen Freunde, mit denen wir fünf Jahre lang in Madrid Tür an Tür gewohnt hatten.

Auch in Warschau wollten wir der Vergangenheit auf den Fersen bleiben. In der Altstadt besuchten wir das Heimatmuseum, das direkt am Marktplatz liegt. Hier konnte man sich in einem Vorkriegsfilm vom Glanz und Schönheit, vom kulturellen Reichtum und von der

einstmaligen Eleganz Warschaws selbst überzeugen. Was nicht im Bombenhagel unterging, verwüsteten die Nazis in akribischer Kleinarbeit im Sommer 44. Warschau war zu 95 % zerstört. Die Altstadt und das Schloss wurden nach dem Krieg wieder nach den alten Architekturplänen aufgebaut. Auf dem Platz an der Tlomackie Straße (ul. – ulica = Straße), wo einst die Synagoge stand, befindet sich heute ein moderner Glaspalast.

Nichts erinnert mehr an alte jüdische Tradition und Gläubigkeit. Auf der gegenüberliegenden Seite der ehemaligen Synagoge befindet sich das jüdische Museum, in dem wir uns eingehendst umschauten. Einer jüdisch-amerikanischen Gruppe wurde jedes Detail genau erklärt.

Tief beeindruckt und gleichzeitig entsetzt über so viel menschliche Rohheit waren wir vom „Gestapohauptquartier“ in der Szucha Strasse, damals das einzige Gebäude, das von der Zerstörung verschont blieb. Heute ist unter anderem das Bildungsministerium in diesem Bau untergebracht. Die Kellerräume, in denen damals die Häftlinge gefoltert und gequält wurden, sind heute noch zu besichtigen. Uns jagte es noch die kalten Schauer über den Rücken, als wir lasen und auch sahen, welch grausame „Spiele“ mit den Inhaftierten getrieben wurden. Alle, die die Gestapo für Agenten und Spitzel, also für Staats- und Volksfeindlich hielt, wurden von SS-Männern barbarisch im „Reichssicherheitshauptamt“ zugerichtet und auf brutalste Weise traktiert. Trotz der brachialen Gewalt haben manche Menschen Wochen oder auch Monate diese Folter überlebt. Unmenschlich muss es auch im „Zug“ zugegangen sein. Dort saßen die „Straftäter“ tagelang hintereinander auf Stühlen und mussten die Wand anstarren, sie durften weder einschlafen, miteinander reden, noch sich bewegen. Bei Zuwiderhandlung hagelte es Repressalien. An den Zellenwänden konnte man noch die mit dem Fingernagel eingeritzten verzweifelt Inschriften erkennen. Eine junge Frau schrieb:

„Es ist leicht über Polen zu reden
schwer dafür zu arbeiten
es ist hart zu sterben
aber am schwersten ist es zu leiden“. (11)

Dies war der letzte händeringende Aufschrei einer 21jährigen, die noch ein ganzes Leben vor sich gehabt hätte.

In der Schreibstube spürten wir förmlich noch die Nazi-Knute. Hier blickten die starren Augen des „Führers“ auf uns herab. Eine alte Schreibmaschine stand einsatzbereit auf dem Schreibtisch, der lange SS-Mantel hing an der Garderobe, und die Peitsche lag zum Gemetzel bereit.

Viele, die im Gestapohauptquartier gefoltert wurden, schickte man anschließend ins Pawiak Gefängnis. Dies war ebenfalls ein gefürchteter Ort, wo die Insassen keineswegs vor Menschenschlächtern verschont blieben. Das Pawiak Gefängnis gehört mit zu den dunkelsten Kapiteln Warschaws. Es ist als Museumsstätte eingerichtet, war aber in diesem Sommer wegen Renovierung geschlossen.

Vom Warschauer Ghetto ist heute nichts mehr auszumachen. An diesem historischen Ort stehen heute Plattenbauten. Sie lassen vergessen, dass hier einstmals tausende von jüdischen Menschen lebten, die später – wenn sie nicht verhungert sind – verschleppt und ermordet wurden.

Nachdem das Warschauer Ghetto im Sommer 1940 errichtet wurde, wohnten bereits ein Jahr später fast eine halbe Million Juden hier, die aus allen Richtungen Polens zusammengetrieben wurden. Durchschnittlich sechs Menschen lebten zusammengepfercht in einem Raum. Die Ernährung war katastrophal, die tägliche Lebensmittelration lag unter dem Existenzminimum und Tausende von Juden starben an Unterernährung. Da das Elend 1942 immer größer wurde, schlossen sich die Juden des Warschauer Ghettos zu einer Widerstandsorganisation zusammen, der es gelungen war, Waffen und Munition in das Ghetto zu schmuggeln. Sie wehrten sich gegen die unzumutbaren Lebensbedingungen und gegen die seit dem 20. Juli 1942 erfolgten Transporte in die Vernichtungslager, die zunächst nur die Arbeitsunfähigen, später willkürlich Ausgewählte trafen.

Nach dem bewaffneten Aufstand vom 18. Januar 1943, befahl Heinrich Himmler am 16. Februar das Ghetto mit Waffengewalt zu räumen und völlig zu zerstören. „Dieser Ausrottungsaktion setzten die Juden einen verzweifelden Widerstand entgegen, den die deutschen Truppen erst nach einem Monat durch die systematische Zerstörung der einzelnen Stadtviertel haben brechen können“. (12)

„Es gab ein letztes Aufbäumen der halb verhungerten und trotzdem wild entschlossenen und um ihr Leben kämpfenden Juden, dann endete der Aufstand mit der vollständigen Niederbrennung und Zerstörung des Ghettos durch die Einheiten der SS und der deutschen Polizei. Bei der rücksichts- und erbarmungslosen Vorgehensweise gegen die sich verzweifelt wehrenden Juden kommen im Frühjahr 1943 60.000 ums Leben“. (12a)

Martin Gray (13) beschreibt in seinem Buch „Der Schrei nach Leben“ („die Geschichte eines Mannes, der die Unmenschlichkeit besiegte, weil er an die Menschlichkeit glaubte“) wie er in dieser Region Warschaus aufwuchs, gelebt, geliebt, gelitten hat. Er setzte sein junges Leben aufs Spiel, als man diese Zone zumauerte und er Lebensmittel, Medizin und Waffen ins Ghetto schmuggelte, damit die an Hunger leidenden und kranken Menschen eine Überlebenschance hatten. Seine Schilderungen muten mehr wie ein Kriminalroman an – oder die Tat eines Lebensmüden! Es muss der helle Wahnsinn gewesen sein, ständig unerlaubt und unter Lebensgefahr das Ghetto zu verlassen und anderen Menschen zu helfen. An den ehemaligen „Umschlagplatz“ erinnert heute nur noch eine helle Marmorwand. In der Zamenhofstraße – auf einem kleinen Platz – gibt es dann noch das gewaltige Denkmal, das zur Erinnerung an die 400.000 ermordeter Juden des Warschauer Ghettos übrig geblieben ist.

Wir haben uns in diesem heißen Sommer nicht nur mit den dunkelsten Seiten unserer Vergangenheit beschäftigt, es gab auch viele Lichtblicke. Die herrlichen Schlösser und Parks boten uns Erholung. Wir besichtigten Kirchen und Königspaläste, besuchten den Łazienki-Park mit dem glanzvollen Schloss, eingebettet in einen See. Wir kamen am Frederik Chopin-Monument vorbei und genossen die schatten spendenden Bäume. Wie schon so oft vorher gelesen: der Sommer-Himmel über Polen ist tatsächlich weiß! Wir legten auch einen Einkaufsnachmittag an die „Nowy Swiat“ (neue Welt) Strasse ein und stürzten uns mit den Einheimischen in das Gewühl der Geschäfte. Auch das Wohnhaus der legendären Marie Curie besichtigten wir. Da der „Wilanow-Park“ nur eine kurze Wegstrecke von dem Haus unserer Freunde entfernt lag, besuchten wir ihn öfter. Wir erfreuten uns an den schönen hellen Räumen des Palastes, bestaunten die kunstvoll geschmiedeten Drachen am Ende einer jeden Dachrinne und genossen den Blick aus den geöffneten Fenstern in den gepflegten Park. Manchmal suchten wir abends noch Abkühlung im Wilanow Park und beobachteten Menschen, die sich von der Schwüle des Tages in nicht allzu klaren Seen erfrischten.

Wir erfuhren von den Einheimischen, dass die Nazis versucht hatten auch dieses schöne Bauwerk zu zerstören, denn man fand nach dem Krieg Sprengsätze im Mauerwerk, die wohl aus Zeitmangel nicht gezündet wurden.

LUBLIN

Dann setzten wir unsere Reise in die Vergangenheit fort. In Warschau nahmen wir den Acht-Uhr-Zug nach Lublin. Dieses Mal fuhr der Zug über die Weichsel zum Warschauer-Stadtteil Praga. Hier also – jenseits des Flusses – hatte die sowjetische Armee im Sommer 1944 gelegen und zugesehen, wie die Deutschen Soldaten die Stadt Warschau systematisch zerstörten... Einige Kinder und Jugendliche badeten im trüben Fluss in Ermangelung an Schwimmbädern. Die gut dreistündige Fahrt verlief friedlich an endlosen Wäldern, kleinen Seen und alten Bauernhöfen vorbei. Lublin war fast eine andere Welt. Wir hatten den Eindruck, als seien wir schon über die Grenze nach Russland gefahren, und all zu viele Kilometer waren es auch tatsächlich nicht mehr bis dorthin. Die Leute am Bahnhof sahen ärmlich, fast „abgerissen“ aus. Lublin ist eine der östlichsten Groß-Städte Polens, eine Industriestadt, die den Wandel zu einem etwas besseren Lebensstandard noch nicht geschafft hatte. Majdanek war unser nächstes Ziel. Vom Bahnhof aus fuhren wir mit dem Taxi zu dem etwa fünf Kilometer entfernt liegenden ehemaligen Konzentrationslager. Im Jahr zuvor hatte ich diesem ehemaligen Lager einen Besuch abgestattet. Da mich dieser Ort tief beeindruckt hatte, wollte ich ihn meiner Tochter zeigen. Im vergangenen Jahr hatte ich kein Fotomaterial dabei und auf der Suche nach Literatur und Fotos wurde ich auch nicht fündig. Heute war ich mit allem bestens ausgestattet. Majdanek liegt zu sehr abseits, als dass sich viele Besucher hierher verirren würden. Keine Busse, nur drei bis vier Autos standen verloren auf dem riesigen Parkplatzgelände. Die wenigen Besucher verloren sich auf dem weitläufigen Areal. Am Eingang kann der Besucher ein großes, massives Monument betrachten, das „Ehrenmal des Kampfes und Martyriums, Symbol der Tragik, der Hoffnung und des Sieges“.

Von einer bestimmten Stelle der Chaussee Lublin-Zamosc aus, kann man durch die Öffnung des Denkmals den „Mausoleums-Tempel“ auf dem Hügel in etwa einem Kilometer Entfernung sehen. Dort ruht die restliche Asche der verbrannten Häftlinge, die man nach der Befreiung noch vorfand. Wir besichtigten die Baracken. Wir betraten die „Duschräume“ und sahen noch gestapelte Bestände von „Zyklon B“. „Aus den erhaltenen, unvollständigen Dokumenten geht hervor, dass die internationale Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung, kurz „Testa“ genannt, von Oktober 1942 bis zum Sommer 1944 7.711 kg Gift geliefert hat“ (14) In einer anderen Baracke türmte sich – hinter einem großmaschigen Drahtgeflecht aufbewahrt – Menschenhaar, dass von tausenden Häftlingsköpfen stammte, die bei der Ankunft gleich geschoren wurden. „Oswald Pohl teilte den KZ-Kommandanten in einem Geheimbefehl vom 6. August 1942 mit, dass Menschenhaar zu Filz verarbeitet werde. Aus dem ausgekämmten und geschnittenen Frauenhaar werde Garn gesponnen und zu Socken für U-Boot Besatzungen und zu Filzstrümpfen für Eisenbahner verarbeitet“. (15)

In der nächsten Holzbaracke waren die Schuhe der Gefangenen hinter einem Drahtgitter gestapelt. Hier lagen sie, die kleinen Grazilen, die Mittelgroßen und die Übergrößen. Schmale Treter und breite Latschen, die einstmals hellen und die dunklen Schuhe, alle mehr oder minder verschlissen und durcheinander geworfen. Auch wenn ihre Besitzer schon lange nicht mehr lebten, so war der Geruch von Leder und Schweiß an ihnen haften geblieben und schlug

uns bei der Hitze erbarmungslos ins Gesicht. Wie schon vor einem Jahr verspürte ich einen Druck in der Magengrube, es würgte mich. Erbrechen wäre eine Erleichterung gewesen, diese Übelkeit hielt noch über Stunden an. Ich dachte, man könnte sich bei mehrmaligen Besuchen abhärten, womöglich abstumpfen, aber der Schmerz und die Trauer über so viele sinnlose Morde blieben. Es revoltierte in mir – und so gewannen Übelkeit, Schmerz, Pein, Betrübnis und Verzweiflung die Übermacht. Ich ließ sie gewähren!

Die Holzverschläge mit den Pritschen waren noch mit Stroh und alten Stoff-Fetzen bestückt. Vögel nisteten nun darin und hatten es sich bequem gemacht. Im vergangenen Jahr hatte uns ein Wärter in den hinteren Teil des Schlaftraktes geführt. Wir stiegen auch jetzt über die hölzernen Ballustraden, beeilten uns, damit die morschen Bretter unter unserem Gewicht nicht zusammenbrachen. Wir hasteten unerlaubterweise durch die Baracke Nr. 15 und besichtigten die ehemaligen Waschelegenheiten der hier gefangengehaltenen Geschöpfe; wie riesige Steintröge sahen sie aus. Hier mussten sich Menschen säubern, die verschwitzt von einem 15-stündigen Arbeitstag kamen oder die stundenlang beim Appell (zur „Stärkemeldung“) im Morast gestanden hatten. In den Schlafbaracken hausteten manchmal bis zu tausend Leute, die sich alle in einem winzigen Waschraum reinigten, um nicht noch mehr Ungeziefer oder Krankheiten zu bekommen. Hier kühlten sie ihre Wunden, und hier konnten sie womöglich zusätzlich noch etwas trinken. „Das Lubliner Konzentrationslager, eines der zuletzt errichteten großen Lager, wurde nie fertig gestellt. Die primitiven, überbelegten Holzbaracken – ohne die elementarsten Einrichtungen – und die ständig eintreffenden Häftlingsmassen bewirkten, dass die Unterbringungsverhältnisse menschenunwürdig waren“. (16) Ursprünglich waren diese Holzverschläge für 250 Häftlinge vorgesehen, aber dann mussten sich 500, 800 und manchmal 1.000 Lagerinsassen ihre Unterkunft teilen, die weder vor Nässe schützte, noch im Sommer die Hitze abhielt. Im Waschraum befanden sich – außer den Steintrögen – ebenfalls ca. zehn braune Tonrohre, die aus dem Boden ragten. Sie dienten den müden, kranken und ausgelaugten Menschen als Toilette. Privatsphäre gab es nicht.

Grausamer Höhepunkt war das Krematorium. Zwei Reihen von jeweils sechs Öfen sorgten für „schnelle und effiziente“ Verbrennung. Waren doch deutsche Experten für hohe Temperaturen, guten Luftabzug und für „schnelle Entsorgung“ verantwortlich. „Eine Verbrennungsstelle fasste zwei bis fünf Leichen. Die Kapazität eines Ofens betrug etwa 100 Leichen pro Tag bei pausenloser Verbrennung. Die Verbrennung der Ladung eines Ofens dauerte etwa eine Stunde“. (17)

Vorher jedoch wurden die leblosen Körper noch auf Wertsachen untersucht. In einem kleinen Raum mit Fenster, damit genügend Tageslicht auf die Kadaver fiel und man ja keine Goldkrone übersah, wurden auf einem steinernen Seziertisch die Leichen gründlich untersucht und kamen danach, vom Schlachtklotz, gleich nach nebenan in die Verbrennungsanlage. Vor dem Eingang des Krematoriums waren rote Rosen gepflanzt, die gerade in ihrer vollen Schönheit – wie zum Trotz – dastanden. Dieser Anblick tat wohl und gab Hoffnung. Das Wort „Rosen“ hatte hier in Majdanek eine ganz besondere Bedeutung. „Die Auslese erfolgte auf dem Platz vor der Gaskammer, der Rosengarten oder Rosenfeld genannt wurde. Die romantische Bezeichnung bezog sich nicht auf Blumen, die es dort nicht gab, sondern auf die Selektierten“. (18)

Wir pilgerten zur großen Kuppel mit der restlichen Asche und Knochen der Märtyrer dieses Lagers und ruhten im Schatten der Kuppel aus. Wir lauschten dem Gespräch dreier junger Amerikanerinnen. Eine war ganz alleine mit dem Fahrrad in Polen unterwegs und besuchte die Konzentrationslager, um später als Journalistin darüber zu berichten. Diese junge Frau hatte

auch hier Familienmitglieder verloren und wollte nun etwas von der Vergangenheit an Ort und Stelle einfangen. Auch die anderen beiden Mädchen hatten Angehörige, die in diesem Camp umgekommen waren, auch sie wollten sich vom grausamen Schicksal ihrer Verwandten selbst überzeugen. Wir saßen schweigend da, jede hing ihren Gedanken nach. Ich dachte an Dr. Simons, den guten Engel aus meiner Heimatstadt Rheydt, den ich nie kennen gelernt, aber viel Gutes über ihn erfahren hatte. Selbst in der Gefangenschaft hat er seinen Mithäftlingen Mut gemacht und Beherztheit gezeigt. Hier liegt er nun irgendwo anonym verscharrt. Am 15. Juni 1942 war er mit einem „Sondertransport“ von Düsseldorf nach Lublin deportiert worden. (19) Vielleicht ist er am „Blutmittwoch“, dem 3. November 1943, umgekommen, an dem Tag, den die SS „Erntefest“ nannten. Es lief eine landesweite „Säuberungsaktion“, die „Endlösung der Judenfrage“. Die „Aktion Reinhard“ dauerte vom Frühjahr 1942 bis November 1943. Danach waren fast alle Juden aus dem Lager verschwunden. (Übrig blieben u. A. Russen, Rumänen, politische Häftlinge und Homosexuelle). An diesem einen Tag, dem „Blutmittwoch“, am 3. November, kamen in Majdanek 18.000 Menschen ums Leben. An langen Gräben, die die Häftlinge selbst ausheben mussten, wurden sie erschossen. Ein Teil der Leichen wurde später auf riesigen Scheiterhaufen im Lager verbrannt. Mit der Asche der Ermordeten, die verbrannt wurden, wurden Gemüseärten gedüngt, größere Knochenteile zu Knochenmehl gemahlen.

Ich schaute auf die 8,80 Meter hohen Wachtürme, die alle 150 Meter aufgestellt waren. Es existierten 18 davon. Mein Blick fiel auf die „Todeszone“, ein fünf Meter breiter Streifen, eingezäunt in Stacheldraht, deren innerer Teil früher selbstverständlich unter Hochspannung stand. In den „Todesstreifen“ hatte man Kies gestreut, damit die Menschengestalten bei nächtlicher Beleuchtung besser sichtbar waren. „Alle Sicherheitsvorkehrungen -Umzäunung, Wachtürme, Blockführerstuben, Beleuchtung, Hochspannung, Bunker- sollten bei den Häftlingen jede Hoffnung auf Freiheit vernichten und sie glauben lassen, dass der einzige Weg aus dem Lager durch die Krematoriumsbesse führe“. (20)

Auch in Majdanek hatten die Häftlinge Nummern. Anders als in Auschwitz trugen die Gefangenen ein Metallschild mit eingestanzter Nummer an einem Draht um den Hals. Die Nummern gingen nie weiter als 20.000, dann wurden sie wiederholt, die Neuankommlinge bekamen die Nummern ihrer toten Vorgänger. Dieses Rotationssystem bis 20.000 wurde für Frauen und Männer getrennt angewandt. „Die Kennzeichnung der Häftlinge war, wie in den anderen Lagern fast identisch. Politische Häftlinge bekamen einen roten Winkel, Bibelforscher einen violetten, Kriminelle einen grünen, Sicherheitsverwahrte ebenfalls einen grünen, aber mit der Spitze nach oben. Homosexuelle erhielten einen rosa und Asoziale einen schwarzen Winkel. Juden trugen einen Davidstern, der aus einem übereinander genähten gelben und einem roten Dreieck bestand“. (21) Anhand der Dreiecke (Winkel) konnten die SA-Blockführer/Kapos, SA-Lagerleiter, SS-Rottenführer, SS-Sturmab- und Obersturmbannführer, SS-Gruppenführer und Obergruppenführer... schon von weitem sehen, mit wem sie es zu tun hatten. Aber in allen Fällen knüppelten und schlugen sie auf ihre wehrlosen Opfer ein, denn irgendetwas machten sie in ihren Augen immer falsch. Bis aufs Sterben war alles verboten. Da die Lagerinsassen gezwungen waren täglich rund 15 Stunden zu arbeiten – und am Samstag halbtags – blieb ihnen kaum Zeit für private Beschäftigungen. Ihre „Behausungen“ mussten in Ordnung gehalten und ebenfalls für persönliche Hygiene gesorgt werden, soweit das überhaupt möglich war. Trotzdem fanden sie noch Zeit – und das war für die Häftlinge überlebensnotwendig – sich von der öden Gleichmäßigkeit, vom grausamen Lagerleben abzulenken. Es bildeten sich Theatergruppen, manche malten, und es entstanden Chöre in den

verschiedensten Sprachen, da ja über 50 Nationen in Majdanek unfreiwillig versammelt waren. Im Mai 1943 führten gefangene Künstler die Arbeit einer Säule mit den drei Adlern aus, in deren Fuß heimlich die Asche von Mithäftlingen eingemauert wurde. Diese Säule wurde zu einem beispiellosen Ehrenmal für die ermordeten Menschen. Natürlich war uns diese Gedenksäule bei unserem Besuch auch aufgefallen. Es gab namhafte Maler, Bildhauer, Schauspieler, Musiker, sie alle konnten ihrer Kunst nicht viel Zeit widmen, lediglich einige Minuten vor dem Morgen – oder nach dem Abendappell. Der Sonntag blieb ihnen als einzig freier Tag. Vieles war ihnen zwar verboten auszuführen, aber mancher Lagerführer war stolz, berühmte Künstler in seiner Gruppe zu haben. Bei vielen Häftlingen machte sich Lesehunger bemerkbar, sie hätten für Lektüre gerne auf eine Ration Brot verzichtet. Bücher oder Zeitungen waren jedoch im Lager strengstens verboten. Aber auf irgendeine Art wurde immer wieder Lektüre eingeschuggelt. Was den Insassen von Majdanek ein Buch bedeutete, davon zeugen Äußerungen damaliger Häftlinge: „Nichts vermag so den Schmerz zu mildern, die Verzweiflung zu betäuben und Vergessenheit zu geben, wie ein gutes Buch“. (22)

Am 1. April 1944 wurde das Lager evakuiert, alle Insassen, die verzweifelt um ihr Überleben gekämpft hatten, sich mit Kultur ans Leben klammerten, deren Lebenswille sie Monate und Jahre Hunger, Schläge, Demütigungen hatte überleben lassen. Diese armen Menschen entkamen nach so vielem Leid dem Tod in Majdanek, hatten die Freiheit vor Augen, um dann letztendlich doch noch in Auschwitz ermordet zu werden.

Vor uns lag der lange und sonnen beschienene Weg zum Ausgang mit dem gigantischen Denkmal. Auch der mit Stacheldraht gesäumte „Hohlweg“, der ehemalige Todesstreifen, führte in diese Richtung. Links von uns lagen friedlich die dunklen Baracken. Ich hatte den Eindruck, sie waren seit dem vergangenen Jahr weniger geworden. Hinter den finsternen und unheil verkündenden, in Reih und Glied stehenden Baulichkeiten konnte man in ca. 5 Kilometer Entfernung die Silhouette der Stadt Lublin erkennen. Rechts von uns, direkt im Anschluss an das Lager, haben die Lubliner ihre Toten zur letzten Ruhe gebettet. Ich dachte plötzlich an Musik. Von hier oben, der obersten Stufe der Mausoleums-Treppe, müsste man der 360.000 ermordeter Menschen gedenken, möglicherweise mit einem Orff'schen Chor, der die Erde ringsherum erzittern ließe. Oder sollten die traurigen Klageweisen einer Klezmer-Klarinette den ganzen Jammer um den Erdball tragen? Zumindest aber bis nach Deutschland, eisig Vaterland, zu hören sein.

Bekommen und bedrückt verließen wir das jetzt so friedliche Gelände und machten uns zu Fuß auf den Rückweg nach Lublin. Wenigstens ein Stück wollten wir im Geiste mit den Gefangenen gehen. Wir fragten uns, wie menschliche Wesen einander so viel Leid zufügen können. Aber leider gibt es noch heute Gefängnisse, in denen auf die gleiche menschenverachtende Weise gefoltert und misshandelt wird. Und wie erklärte Mitscherlich in der „Unfähigkeit zu trauern“: „Es gibt offensichtlich keine natürliche angeborene Rücksichtnahme aus Menschlichkeit. Der Unterlegene wird zur Beute ungehemmter Mordgier... Der Ekel, den die Nazi-propaganda gegen die Juden zu erwecken bestrebt war, setzt diese Manipulation fort: Die Juden wurden als „Ungeziefer“ wahrgenommen. Ungeziefervernichtung ist erlaubt und darf konfliktfrei geschehen“. (23) Und da die Nazis den Befehl von oben hatten und sie ihrem „Führer“ nur zu gern gefällig sein wollten, schlachteten und metzelten sie. „Die Präzision unseres Gehorsams wurde gebührend erprobt, und der fast grenzenlose Wille, uns den Hoffnungen des Führers würdig zu erweisen, durfte ausschweifen... Das Ausrottungsprogramm, das ohne den begeisterten Einsatz des Kollektivs gar nicht hätte

begonnen werden können, muss erschrecken". (24) Es ist sehr schwierig, all das nachzuvollziehen, aber eines ist sicher: „Das alles das, was geschah, geschehen konnte, ist nicht allein das Ergebnis miraculöser Führungsqualitäten, sondern ebenso eines unglaublichen Gehorsams". (25) Es ist fast unmöglich, sich solch eine Massenhysterie, wie sie zur Nazizeit vorgekommen ist, vorzustellen. Während wir noch hin und her diskutierten und argumentierten, taten uns die Füße weh, Beine und Handgelenke schwellen bei der sengenden Gluthitze an und wir hatten erst zwei, höchstens drei Kilometer zurückgelegt. Wir gaben auf, wir wollten uns nicht länger kasteien und suchten nach einem Taxi, das uns in die Innenstadt brachte. In der Altstadt ließen wir uns an einem schattigen Platz nieder und ruhten unsere erschöpften Glieder aus.

Sehr anheimelnd war diese Altstadt nicht, die Gebäude waren renovierungsbedürftig. Auch hier, auf diesem Platz, haben in den Kriegstagen Erschießungen stattgefunden. „Verräter und volksfeindliche Individuen" (26) wurden standrechtlich erschossen. Wir konnten uns nur zu gut vorstellen, wie in diesem Gemäuer die Schüsse hallten und die Toten in ihren Blutlachen lagen. Aber so trübe wie wir fanden die heutigen Bewohner Lublins ihren Rathausplatz nicht, denn es herrschte ein munteres Kommen und Gehen von jungen Brautpaaren, die sich im 20-Minuten-Takt trauen ließen. Wir haben mindestens vier bis fünf Pärchen beobachtet, alle festlich herausgeputzt, die Bräute manchmal in den schönsten Pastellfarben. Wir waren durch die vielen Eindrücke müde und bedrückt. Wir verspürten nicht mehr den Wunsch, die Burg von Lublin zu besichtigen. Auch dort hielt man Menschen gefangen, die gefoltert und später ermordet wurden. In der Lubliner Burg wurden unter der faschistischen Besatzung 80.000 Menschen inhaftiert.

Es ist kein Wunder, dass die Polen nicht gut auf uns Deutsche zu sprechen sind. Wir zerstörten nicht nur ihre Häuser, hinterließen Ruinen und gebrochene Herzen. An vielen polnischen Frauen wurden medizinische Experimente durchgeführt. Wir nahmen ihnen Väter und Söhne und ließen sie dann in ihrer unendlichen Verzweiflung und Misere alleine zurück. Viele Polen wurden gezwungen in deutschen Firmen Zwangsarbeit zu leisten. Von Entschädigungen oder Unterstützung haben die Menschen bis heute nichts gesehen.

Während unserer Rückfahrt nach Warschau ereignete sich folgendes: Eine Frau mittleren Alters, die wohl gerade von der Arbeit kam, setzte sich zu uns ins Abteil. Auf unser freundliches und wohl recht original klingendes „Dzien dobry" (guten Tag) antwortete sie mit einem Redeschwall, den wir natürlich nicht verstanden. Als wir uns als Deutsche zu erkennen gaben, sprach sie kein Wort mehr mit uns und würdigte uns während der ganzen Fahrt keines weiteren Blickes.

Die letzten Tage in Warschau gingen schnell vorbei. Am 1. August 1994 machten wir uns auf in Richtung Bahnhof, vorbei am Ehrenmal der gefallenen Menschen des Warschauer Aufstandes, der vor genau 50 Jahren stattgefunden hatte. Der Warschauer Aufstand vom 1. August 1944 dauerte 63 Tage. Hitler war so erbost über den Widerstand, dass er Befehl gab, die ganze Stadt zu zerstören. 80 Prozent der Häuser wurden zerbombt, der Rest von den Flammen verzehrt. Im Jahre 1945 waren 850.000 Bewohner Warschaus tot oder vermisst, das waren zwei Drittel der Einwohner von 1939. Und heute Abend sollten die Gedenkfeierlichkeiten stattfinden. Dies sollte auch die erste offizielle Reise des neu gewählten Deutschen Bundespräsidenten, Roman Herzog, sein. An diesem Abend musste er in aller Öffentlichkeit Profil zeigen, diese erste „Amtshandlung" war sicherlich kein leichter Beginn für den neuen Mann an Deutschlands Spitze. Wir jedoch wollten uns darauf beschränken, ihn abends im Fernsehen zu verfolgen und stürzten uns ins Gewühl des „Centralny"-Bahnhofs (Hauptbahnhof) und warteten geduldig auf

den Zug, der uns an die Küste, nach Danzig, bringen sollte. Auch in Polen schien Hauptreisezeit zu sein, auf allen Gleisen liefen Züge aus den entferntesten Gegenden ein, es herrschte ein reges Treiben und ein munteres Stimmen- und Sprachengewirr.

DANZIG ZOPPOT GYDINIA

Ein sympathischer Endvierziger und seine Mutter teilten das Abteil mit uns. Er erzählte aus seinem Leben bei „Solidarnosc“. Er war ehemaliger intimer Mitarbeiter Lech Walensas und hatte im Untergrund gearbeitet. Als dann Anfang der 80er Jahre die Situation heikel wurde, floh er von Danzig ins Ausland. Er verbrachte nun 13 Jahre in Amerika, genau in New Orleans. Dies war seine erste Reise in die Heimat. Heute war er mit seiner alten Mutter von Radom nach Gdynia unterwegs, um Verwandte zu besuchen. Wir unterhielten uns äußerst angeregt auf Englisch, während die Mutter aus der Kriegszeit im Gefangenenerlager in Norddeutschland noch recht gut Deutsch sprach. Sie arbeitete für eine deutsche Firma als Zwangsarbeiterin. Obwohl sie keine angenehmen Erinnerungen an diese Zeit hatte, war sie uns gegenüber recht freundlich und aufgeschlossen. Plötzlich ertönte eine Durchsage, die wir natürlich nicht verstanden. Man übersetzte uns, dass der Zug mit einiger Verspätung in Danzig ankommen werde, da durch die Erhitzung der Schienen die Geschwindigkeit gedrosselt werden müsse. Nach einiger Zeit suchten wir Kühlung am offenen Fenster. Wir sahen riesige, frisch abgeerntete Kornfelder. Dieses endlose Gelb tat nicht nur den Augen wohl, es legte sich auch wie ein beruhigender Schleier auf das Gemüt. Das erst vor kurzem geschnittene Getreide war in vielen Garben zusammengebunden und lehnte in kleinen Gruppen aneinander. Keine Maschine hatte hier das Korn zu rechteckigen Paketen gequetscht – oder in riesigen Rollen geformt, es sah noch genau so aus, wie ich es aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Gegen Ende der Reise kamen wir an der Stadt Malbork vorbei und sahen vom Zug aus die Marienburg, die monumentale mittelalterliche Festung der deutschen Ordensritter (das weckte auch Erinnerungen unseligen Gedenkens). Bald stiegen wir in Gdynia aus. Auch unser bärtiger Freund verließ mit seiner Mutter das Bahnhofsgelände, nach einer kurzen Verabschiedung verloren wir uns aus den Augen.

Im Hotel Gdynia hatten wir ein recht schönes Zimmer mit Blick auf den Hafen. Am Sonntag besichtigten wir Gdansk und wandelten auf den Spuren „Oskar Matzeraths“. Ich war tief beeindruckt von den schönen alten Kirchen, den herrlichen Backsteinbauten und den Kaufmannshäusern, die während des Krieges völlig zerstört und später originalgetreu wieder aufgebaut worden waren. Natürlich erstanden wir eine Kleinigkeit in der „Bernsteingasse“. Bei der Fülle an schönen und geschmackvoll gearbeiteten Stücken war die Entscheidung schwer. Der „Lange Markt“ mit seinem barocken Neptunbrunnen gehört zu den schönsten Plätzen Europas. Hier herrschte an diesem Hochsommer-Sonntag ein reger Betrieb. Menschen verschiedenster Nationen waren unterwegs. Das Wahrzeichen der alten Hansestadt, das Krantor, erkannte ich gleich. Auf alten Fotos hatte ich es bereits gesehen. Wir kamen in dem Gewühl nur langsam voran, doch plötzlich befanden wir uns auf dem Flohmarkt. Hier lagen Hakenkreuze, Nummernschilder alter SS-Fahrzeuge, jede Menge Naziliteratur und Kultsymbole Rechtsradikaler. Am liebsten hätte ich den ganzen Nazi-Krempel aufgekauft und auf irgendeiner Müllkippe verbrannt. Wir ließen jedoch den Händlern ihren gefährlichen Tand und Firlfanz und gingen weiter.

Ganz in der Nähe ist das ehemalige KZ Stutthof zu besichtigen. Hier fanden 85.000 Häftlinge aus den verschiedensten Ländern den Tod. Auch Hilde Sherman (geb. Zander) aus Rheydt sollte nach der Auflösung des Lagers in Riga nach Stutthof verlegt werden. Da aber Anfang 1945 die Sowietarmee bereits auf dem Vormarsch war, wurden sie zunächst von Riga nach Libau gebracht. Von dort aus ging der letzte Transport mit dem Kohlenfrachtschiff „Elbing“, das die Häftlinge noch mit Stahlhelmen beladen mussten, in Richtung Hamburg, wo dann diese wenigen noch überlebenden hungernden und kranken Menschen – ein Schatten ihrer selbst – in das Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht wurden. Vom 14. bis 17. April 1945 wurden jüdische Häftlinge von Fuhlsbüttel nach Kiel transferiert – zu Fuß versteht sich. Sie schliefen unterwegs bei den Bauern in den Scheunen. Als die ausgelaugte und müde, fast gespenstisch aussehende Menschengruppe die Bauern um Wasser bat, stellten sie sofort und anstandslos Gefäß, Kübel und Trinkbecher den durstigen und ausgemergelten Juden zur Verfügung. Verrückt vor Durst wollten sie sich auf das Wasser stürzen, aber ein Kommando der SS verbot ihnen zu trinken. „Die SS stieß die Eimer und Töpfe um, das Wasser floss auf die Strasse. Dann geschah das Unbegreifliche: Die Leute am Straßenrand fingen an zu murren, erst leise, dann lauter, schließlich ertönten Rufe: Verbrecher, Mörder, Schweinehunde! Die SS traute ihren Ohren nicht, Hals über Kopf trieben sie uns weiter“. (27) Dann dauerte es noch einmal 14 Tage, bis Hilde Sherman in Schweden in Freiheit war. Sie wanderte sieben Monate später nach Kolumbien aus. Sie war damals 22 Jahre alt und erreichte kaum noch lebensfähig den südamerikanischen Kontinent.

Nach Danzig stand Zoppot auf dem Programm. Seit dem 19. Jahrhundert ist Zoppot ein weltbekannter Bade- und Kurort. Der einstige Arzt Napoleons, Jean Haffner, hat hier 1823 eine Badeanstalt gebaut. Wir gingen in Richtung Strand. Ein langer Seesteg ragte weit ins Meer hinein. Von hier aus hatte man einen prachtvollen Blick auf das ehemals elegante und hoch herrschaftliche Grand Hotel. Wir pendelten einige Tage zwischen den Städten Gdansk, Sopot und Gdynia und machten nette und witzige Bekanntschaften. Einige junge Leute sprachen uns an und ließen uns spüren, dass sie nichts, aber auch rein gar nichts gegen Deutsche haben. Es freute uns, dass sie den Mut hatten, uns anzusprechen. Dann kam der Tag, an dem wir dieses gastfreundliche Land mit den lebenswürdigen Menschen verlassen mussten. Der Abschied stimmte uns traurig, aber wir würden sehr gerne wiederkommen, um noch viele neue Seiten am alten Polen zu entdecken.

NACHWORT

In der Zwischenzeit gab und gibt es viele Kriege auf der Welt, niemand scheint etwas aus dem fürchterlichen Blut vergießen des Zweiten Weltkrieges gelernt zu haben, wo insgesamt 40 Millionen Menschen den Tod fanden.

Der augenblickliche Krieg in Jugoslawien, wo es wieder nur unschuldige Opfer gibt, dort wo wieder gefoltert und gemordet wird, lassen einen an der Menschlichkeit zweifeln. In Gedenken der Kriegsoffer – und zur Beherzigung aller Überlebenden ist das Gedicht von Matthias Claudius gewidmet.

Kriegslied

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!
's ist leider Krieg – und ich begehre.
Nicht Schuld daran zu sein!

Was soll ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blass
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich herab?

Was hül' mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

(Matthias Claudius, 1740 -1815)



KZ Auschwitz



Birkenau



Birkenau





Museum Majdanek – Lublin



Hauptweg des Lagers





Stacheldrahtzaun, der elektrisch geladen war



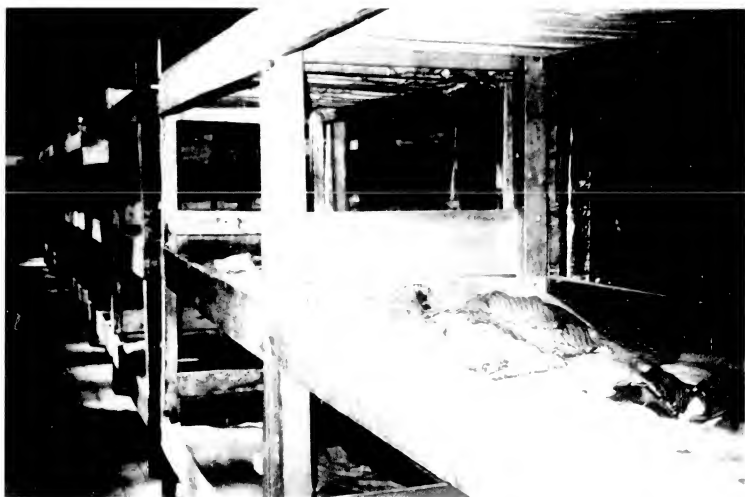
Das Krematorium



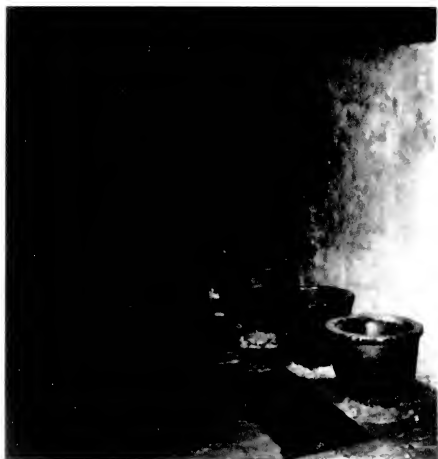
Zyklon-B-Behälter



Schuhe der ehemaligen Häftlinge



Schlafstätten



Toiletten



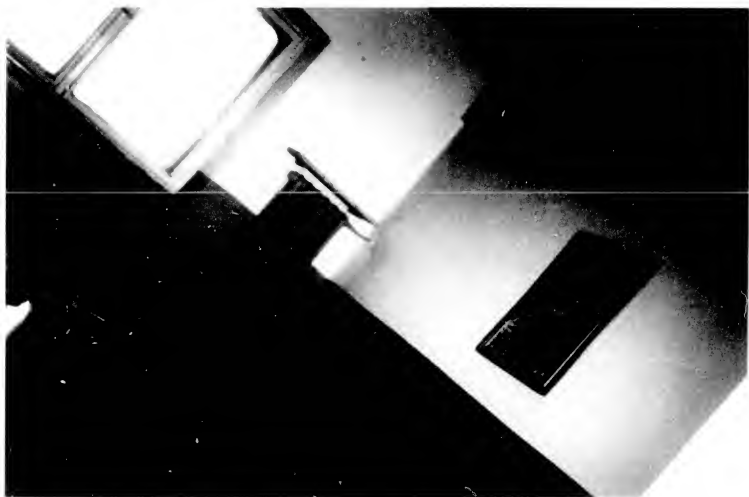
Seziertisch



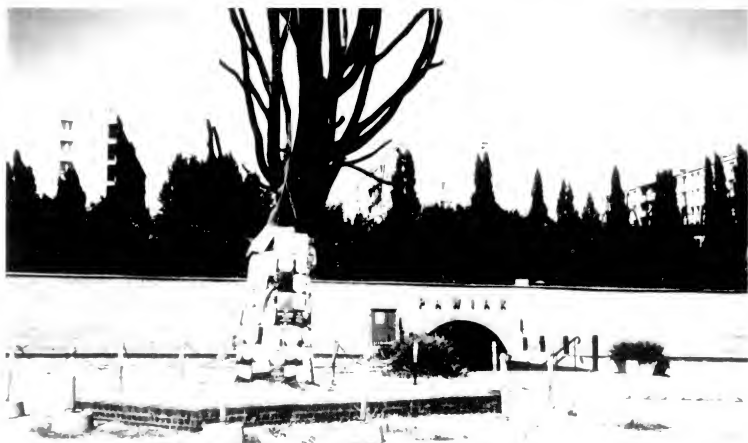
Eingang zum Krematorium, der Rosengarten genannt wurde



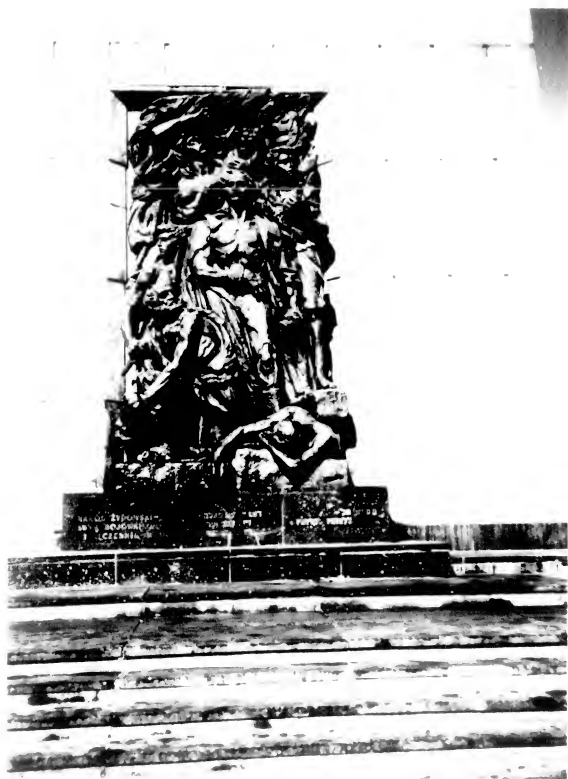
Einer von mehreren Verbrennungsofen



Gestapo Hauptquartier/Warschau



Pawiak-Gefängnis/Warschau



Denkmal Warschauer Ghetto

DAS WARSCHAUER GHETTO



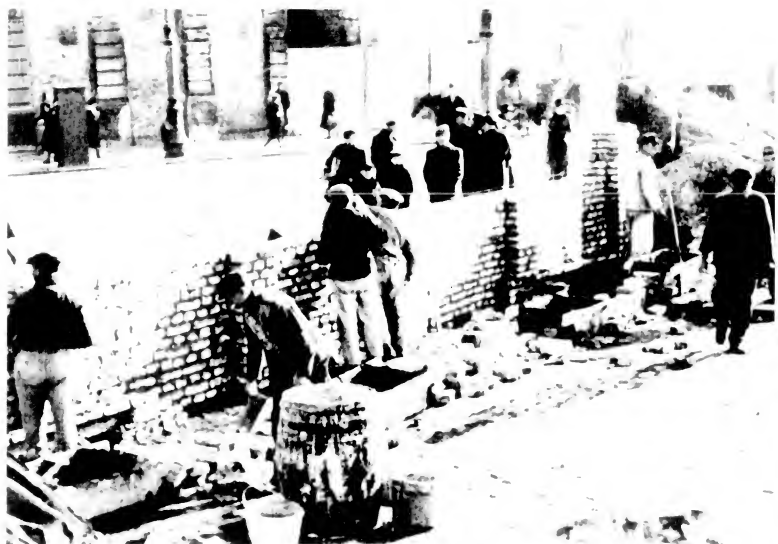


PRACA PRZYMUSOWA

DIE ZUR ARBEIT HERANGEZOGENEN LEUTE SIND VERPFLICHTET SICH
AM BESTIMMTEN TAG PUNKTLICH UM 6 UHR MORGENS ZU MELDEN

KAŻDY POWOŁANY DO PRACY OBOWIĄZANY JEST STAWIĆ SIĘ
PUNKTUALNIE O 6^{ej} RANO W DNIU WYZNACZONYM.











LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

- 1 Józef Marszałek, Majdanek / Konzentrationslager Lublin,
Verlag Interpress, Warschau 1984
- 2 Chronik der Deutschen, Chronik Verlag, Harenberg Kommunikation
Verlags- und Mediengesellschaft GmbH und CO. Kg, Dortmund 1983
- 2a ebenda
- 3 ebenda
- 3a ebenda
- 4 Günter Erckens, Juden in Mönchengladbach, Gesamtherstellung:
Peter und Walter Pies, Reyerstrasse 42-44 Mönchengladbach
- 5 Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern.
R. Piper und Co. Verlag, München, 1970
- 6 ebenda
- 7 Józef Marszałek, Majdanek / Konzentrationslager Lublin,
Verlag Interpress, Warschau 1984
- 8 Tadeusz Borowski
- 9 Ruth Klüger, weiter Leben - eine Jugend, DTV GmbH und Co. Kg, München, 1994
- 10 ebenda
- 11 Section of Museum of History of Polish Revolutionary Movement, Warschau,
Aleja Wojska Polskiego 25, Drukarnia im. Rewolucji Październikowej, Warschau,
1981
- 12 Chronik der Deutschen, Chronik Verlag, Dortmund 1983
- 12a ebenda
- 13 Martin Gray, Der Schrei nach Leben, Goldmann Verlag, 1993
- 14 Józef Marszałek, Majdanek / Konzentrationslager Lublin,
Verlag Interpress, Warschau, 1984
- 15 ebenda
- 16 ebenda

- 17 ebenda
- 18 ebenda
- 19 Günter Erckens, Juden in Mönchengladbach, Gesamtherstellung:
Verlag- und Mediengesellschaft GmbH und Co Kg, Dortmund 1983
- 20 Józef Marszałek, Majdanek / Konzentrationslager Lublin,
Verlag Interpress, Warschau 1984
- 21 ebenda
- 22 ebenda
- 23 Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern,
R. Piper und Co. Verlag, München, 1970
- 24 ebenda
- 25 ebenda
- 26 ebenda
- 27 Hilde Sherman, Zwischen Tag und Dunkel, Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt, 1984
- 28 Matthias Claudius, Das große deutsche Gedichtbuch, Athenäum Verlag, 1977
- 29 Wolfgang Weyrauch, Das große deutsche Gedichtbuch, Athenäum Verlag, 1977

Fotonachweis:

Ingrid Decker

Josef Joseph mit Familie – Auszug aus dem Buch: Juden in Mönchengladbach

Goebbels-Fotos – aus dem Buch „Goebbels, eine Biographie“ von Ralf Georg Reuth

Fotos vom Warschauer Ghetto stammen aus einem polnischen Buch mit dem Namen „Ghetto“

Postkarte eines Dalí-Gemäldes aus dem Madrider Museum „Reyna Sophia“

**DIE JUGENDJAHRE
DER
ELISABETH KOCH-THAU**



Dies ist die etwas andere Überlebensgeschichte einer Jüdin, die die Kriegsjahre in dem von den Deutschen besetzten Frankreich – unter den widrigsten Umständen – überlebt hat. Beherzt und unerschrocken nahm sie jede Herausforderung an und anstatt sich zu verstecken nützte sie ihr arisches Aussehen und begab sich in die „Höhle des Löwen“, aus der sie zum Glück wieder heil heraus kam.

Frau Elisabeth Koch verdankt nicht nur einigen deutschen Soldaten ihr Leben, sie hat es größtenteils sich selbst zu verdanken, denn nur durch ihr geschicktes und diplomatisches Auftreten, ihr angenehmes Äußeres und ihre liebenswerte und hilfsbereite Art, hat sie die Herzen der „Feinde“ im Sturm erobert. Trotz allem gehörte zum Überleben eines jeden Juden während der Nazizeit eine gehörige Portion Glück – und daran hat es Frau Elisabeth Koch nicht gemangelt.

Im letzten aufflammenden Novembergefecht des Jahres 1918, nur wenige Tage vor dem Ende des Ersten Weltkrieges, wurde Elisabeth Koch in dem von Deutschland besetzten Teil Polens, am 7. November in Kolomea, geboren. Ihr Vater hatte ihr wieder und wieder von ihrer dramatischen Geburt erzählt, die unter den widrigsten Umständen stattfand. Beim letzten Schussgefecht des Novemberaufstandes hatte der Vater die Hebamme aufgesucht, beide kamen unter Lebensgefahr doch noch rechtzeitig zur Geburt ihrer ersten und einzigen Tochter zu Hause an. So begann Ellis Leben auf dramatische Art und Weise, doch das Glück war stets auf ihrer Seite.

Der Vater, Karl-Michael Koch, war Leutnant und lernte im deutsch besetzten Polen seine Frau, Berta Klinger, die Tochter eines Rabbiners, kennen. Sie verliebten sich sehr ineinander und heirateten kurze Zeit später. 1916 wurde ihr erster Sohn, Felix, geboren. Nach Kriegsende nahm Karl-Michael seine polnische Frau und die beiden Kinder mit in seine Heimatstadt Wien, wo er sein Studium der Physik, Chemie, Mathematik und Philosophie wieder aufnahm. Er war zunächst Professor an einem Wiener Gymnasium und später an der Universität. In Wien wurde 1922 der jüngste Sohn, Fritz, geboren. Die Familie lebte, wenn auch bescheiden, so doch zufrieden, denn das Gehalt des Professors war nicht besonders üppig. Jedoch der nächste Weltkrieg kündigte sich schon bald an.

Ferien gab es nur ab und zu, und dann nur für die Buben. Der Vater fuhr mit ihnen nur wenige Kilometer aus Wien heraus aufs Land. Elli legte keinen großen Wert aufs Verreisen, sie liebte ihre Stadt Wien, vor allem liebte sie es, in der Nähe ihrer Mutter zu sein, zu der sie eine starke Bindung und eine sehr enge Beziehung hatte. Der Kontakt zum Vater war nicht sehr intensiv, denn er war ein strenger, gebieterischer und konsequenter Patriarch. Ein Beispiel dafür war, dass er sie bestrafte, weil sie Linkshänderin war. Sie musste bei den gemeinsamen Mahlzeiten an einem Extratisch sitzen und so lange üben, bis sie mit der rechten Hand den Löffel, die Gabel oder das Messer halten konnte. Es war eine Zeit der Qual. Die Eltern rieben sich unnötig an vielen Kleinigkeiten auf. Bis heute benützt Elli ihre linke Hand zum Schreiben oder Essen, alle drastischen Maßnahmen haben nicht gefruchtet – außer Unfrieden zu stiften. Auch die Freizeitbeschäftigung musste sinnvoll gestaltet werden. Vergnügungen, wie Kino, wurden als sinnloser Zeitvertreib angesehen und im Hause Koch nicht geduldet. Den Kindern wurde erlaubt Schach zu spielen oder Kreuzworträtsel zu lösen, denn lernen stand immer an erster Stelle.

Während der Vater sich intensiv seinen Schülern widmete und sich ausgiebig mit der Wissenschaft beschäftigte, die Kunst und die klassische Oper liebte, war seine Frau Berta eher eine „Hühnermutter“, eine Glucke, die lieber bei ihren Küken blieb. Sie war auch keine Intellektuelle und fühlte sich im Kreise der aufgeblasenen und wichtigtuersich erscheinenden Gesellschaft nicht wohl. Berta Koch war eine gut aussehende und sehr bodenständige Frau, jedoch keineswegs ein Kind von Traurigkeit, im Gegenteil, sie tanzte sehr gerne und war in der Lage, stundenlang Witze oder Anekdoten zu erzählen. Den Kindern schien es wenig auszumachen, dass ihr Vater oft unterwegs war; denn er behandelte sie meist, als seien sie noch drei weitere Schüler aus seiner Klasse.

Die Jahre vergingen, alle Kinder bekamen eine erstklassige Ausbildung. In den 30er Jahren wurden die Zeiten unruhiger. Berta Koch spürte früh ein drohendes Unheil durch die neue Partei – NSDAP – kommen. Ihr waren die unbekannten Politiker und ihre Anhänger nicht geheuer. Als die Tochter sich mit siebzehn Jahren in einen nicht jüdischen Schulkameraden verliebte – ihre große Liebe – versucht die Mutter; ihr diese Freundschaft auszureden. Solche

Verbindungen seien nicht von Dauer. Und seit Hitler an der Macht war, machte sich der Antisemitismus jeden Tag stärker bemerkbar. 1935 wurde ein Dekret erlassen, das Mischehen mit Juden verbot. Durch die Nürnberger Gesetze wurden 1935 den Juden alle staatsbürgerlichen Rechte entzogen. Ehen und außereheliche sexuelle Beziehungen zwischen Juden und „Ariern“ wurden verboten. Berta Koch machte sich zu Recht Gedanken um die unglückliche Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen Mann, die von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Sie wollte ihrer Tochter jede Art von Kummer oder Erniedrigung ersparen, denn sie hatte Angst, dass sie als „Saujüdin“ womöglich noch verfolgt würde. Aber welcher junge Mensch lässt sich mit siebzehn Jahren schon gerne in sein Liebesleben hineinreden? Die jungen Verliebten schmiedeten Zukunftspläne, sie stellten sich bereits vor, wie ihre Kinder aussehen würden und verbrachten jede freie Minute miteinander. Auch der Vater betrachtete diese Verbindung sehr sorgenvoll und war sich mit der Mutter einig, Elli für einige Zeit zu Verwandten nach Metz, zur Schwester von Ellis Mutter, zu schicken, damit die stürmische Verliebtheit der jungen Leute durch räumliche Trennung ein wenig gedämpft würde.

Elli verliebte ihr Elternhaus schweren Herzens. Hatte sie doch bereits Pläne und Ideen – aber die einer Träumerin – geschmiedet. Nun überlegte sie ob sie zur Universität gehen sollte oder ob sich vielleicht der König von England in sie verlieben würde, eventuell würde sie gar noch als Filmstar entdeckt...

Und so begab sich Elli auf ihre erste große Reise – ganz alleine – ins Ausland. Mit Frankreich verband sie in Gedanken Paris, davon hat sie gehört und auch schon Fotos gesehen. Als sie nun in Metz ankam, in eine Provinzstadt, war ihre Enttäuschung riesengroß. Zwar bemühte sich die Familie sehr um Elli und sie wurde wie eines der drei eigenen Kinder behandelt. Onkel und Tante führten ein bedeutendes Möbel- und Dekorationsgeschäft, waren gut situierte Leute und finanzielle Sorgen gab es nicht. Obwohl Elli haben kann, was ihr Herz begehrt, hatte sie Heimweh nach ihrer Mutter und nach Wien. Sie vermisste ihre Nähe, ihre Stimme, ihren Rat und ihren Trost, vor allem trauerte sie ihrer großen Liebe nach.

Nach einigen Monaten hielt Elli es nicht länger aus, sie wollte zurück nach Wien. Die Tante half beim Kofferpacken. Als sie am nächsten Morgen in aller Frühe das Haus verlassen wollten, fanden sie Flugblätter mit Informationen, die besagten, dass Hitler bereits seine Truppen in Österreich hatte einmarschieren lassen. Am nächsten Tag, dem 13.3.38, wurde der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich verkündet. Unter diesen Umständen konnte Elli Frankreich nicht mehr verlassen. Ihre Situation im Haus ihrer Verwandten hatte sich schlagartig geändert: Von nun an war sie kein Gast mehr, sondern ein Flüchtling.

Die Verwandten setzten Elli zu, dass sie ihren taubstummen Sohn, ihren Cousin, heiraten sollte. Durch diese Ehe sei sie Französin und hätte nichts mehr zu befürchten, außerdem könnte sie dann ebenfalls ihre Mutter nach Frankreich holen. Zwar hatte der taubstumme Sohn zu diesem Zeitpunkt eine ebenfalls taubstumme Freundin, aber die Familie zog die junge, hübsche, wohlerzogene und gesunde Frau als Schwiegertochter auserkoren war. Die politische Krise, durch den Anschluss Österreichs, kam ihren Verwandten gerade recht. Da die französische Ausländerpolizei Elli, die nun über Nacht Deutsche war, nur wenig Zeit zur Ausreise gab, sah sie keinen anderen Ausweg, als ihren behinderten Vetter zu ehelichen.

Heimlich weinte sie sich die Augen aus. Todunglücklich dachte sie an den jungen Mann, den sie in Wien zurückgelassen hatte, hoffte, er werde sie noch in letzter Sekunde aus den Fängen des ungeliebten Bräutigams retten. Ihr Wiener Freund hatte aber nichts Eiligeres zu tun, als sich

den Nazis anzuschließen und im großen Pulk mitzumarschieren. Er kümmerte sich weder um Ellis Brüder, noch um die Eltern seiner Angebeteten. Nach dem Krieg jedoch wollte er Elli heiraten. Alle Gräueltaten, die das Nazi-Regime angerichtet hatte, jede unterlassene Hilfeleistung, der Hass und die Verfolgung auf Juden, all das schien plötzlich vergessen. Dabei hatte sich der junge Wiener nicht einmal die Mühe gemacht, Elli in Frankreich ausfindig zu machen. Wie hätte Elli solch einem Mann noch Vertrauen schenken können?

Tante und Onkel richteten ein hinreißendes Hochzeitsfest aus, es wurde an nichts gespart. Freunde, Verwandte und Geschäftsleute wurden zu dieser rauschenden Feier eingeladen. Der einzige unglückliche Mensch bei diesem sonst fröhlichen Ereignis war die Hauptperson. Der für jede andere Frau „schönste Tag im Leben“ war für die junge – jetzt heimatlose Elli – ein Alptraum, schrecklicher Höhepunkt in einem jungen Leben.

Wie Elli später erfuhr, konnte sie froh sein, dem Wien 1938 nach der „Reichskristallnacht“ entflohen zu sein. Frauen und Mädchen mussten sich nackt ausziehen, sie wurden vergewaltigt und gedemütigt, sie wurden gezwungen die Strassen zu säubern und waren Spielball der Nazis. Elli hätte diesen Schock in ihrer Unerfahrenheit, Unaufgeklärtheit und Unschuld nicht überwinden.

Zum gleichen Zeitpunkt, nach der „Kristallnacht“, im November 1938, nachdem die Ausplünderung der jüdischen Geschäfte begonnen und Massenverhaftungen und die ersten Deportationen stattgefunden hatten, machte sich Felix Koch, der Leutnant bei der Armee war, mit zwei Kameraden aus Wien heimlich auf den Weg nach Luxemburg. Sie waren nur des Nachts unterwegs, sie schwammen durch die Mosel und auf abenteuerliche Weise erreichten sie ihr Ziel Luxemburg.

Während Elli und ihr älterer Bruder Felix im Ausland vorläufig gerettet waren, lebten die Mutter und der jüngere Bruder noch in Wien. Der Vater, Karl-Michael Koch, hatte die Familie verlassen und floh nach Russland. Er hoffte, dort als Wissenschaftler mit kommunistischen und idealistischen Ideen, eine Arbeit zu finden. Berta Koch, die sich in Wien in einem Keller bei Bekannten versteckt hielt, meldete sich auf Vorladung der Behörden nicht. Fritz Koch, noch Schüler, wurde fast verhaftet, weil ein Mitschüler ihn denunzierte, mit der Begründung, er habe aufs Hitlerbild gelacht. Mit anderen Verhafteten kam er in ein Sammellager, in dem sich die Insassen gegenseitig schlagen mussten. Ein Polizist, der Fritz kannte und ihn wohl auch mochte, ließ ihn frei mit dem Rat, so schnell wie möglich nach Hause zu rennen.

Elli wollte nun auf dem raschesten Weg ihre Mutter und den jüngeren Bruder aus Wien holen. Durch die Heirat besaß sie einen französischen Pass und wurde von nun an „Madame Thau“ genannt. In Metz lernte sie einen Senator kennen, der mit ihrer Familie befreundet war. Der versprach Elli, alles zu tun, um ihre Mutter nach Frankreich zu holen. In der Zwischenzeit erfuhr sie, dass sich ihr älterer Bruder Felix in Luxemburg aufhielt, von nun an besuchte sie ihn so oft sie konnte. Da Luxemburg von Metz aus in kurzer Zeit mit der Bahn zu erreichen war, brachte sie ihm Essen mit und erzählte von ihrer unglücklichen Ehe mit dem Cousin. Die Geschwister schmiedeten Pläne, wie sie ihren jüngeren Bruder aus Wien holen könnten.

Doch eines Tages überschlugen sich die Ereignisse. Felix verdiente sich in Luxemburg bei einem Bauern ein paar Pfennige. Dieser entpuppte sich jedoch nach kurzer Zeit als Nazi-Sympathisant und hängte ein Hitlerbild auf. Als der Bauer erfuhr, dass sein Gehilfe Jude war, jagte er ihn schimpfend davon. Felix beschwerte sich zwar bei der Behörde, die ihrerseits den Bauern verklagen wollte. Aber Felix riet dringend davon ab, denn durch eine Beschwerde hätten Schwierigkeiten und Verzögerungen bei der Einreise des jüngeren Bruders nach

Luxemburg entstehen können. Die Verwaltung genehmigte und forcierte die Einreise des Bruders Fritz nach Luxemburg – und schon kurze Zeit später war es soweit. Elli kam eilends aus Metz angereist, um ihren kleinen Bruder am Bahnhof in Empfang zu nehmen. Sie suchte nach einem Jungen, konnte aber keinen entdecken, bis eine tiefe Stimme sie plötzlich von hinten ansprach: „Servus Ella“. Vor ihr stand ein hoch gewachsener, schlaksiger, junger Mann, den sie fast nicht wieder erkannt hätte. Die Freude war übergroß, zumal Fritz die Adresse des neuen Verstecks der Mutter mitbrachte.

In Luxemburg waren zu dem Zeitpunkt schon etliche jüdische Flüchtlinge untergekommen. Zwei Hotels wurden ihnen zur Verfügung gestellt, die für Frauen und Männer getrennt waren. Die Frauen kümmerten sich um das Essen und die Wäsche und erledigten alle anfallenden Hausarbeiten, die für die beiden jüdischen Unterkünfte, nötig waren.

Im Frühjahr 1940 begann die „Westoffensive“. Die deutsche Armee verletzte bei ihrem Vormarsch ins nördliche Frankreich die Neutralität der Staaten Belgien, Niederlande und Luxemburg. Am 4. Juni 1940 ging die „Kesselschlacht“ von Dünkirchen zu Ende, und bereits Mitte Juni standen die deutschen Truppen in Paris. Die Kapitulation der neutralen Staaten und die Eroberung des Kessels von Dünkirchen beendete die erste Phase des Westfeldzugs.

Elli, ihr taubstummer Mann, ihr Onkel, die Tante, Cousin Charles, Cousine Regine und einige andere Verwandte steckten drei Tage und Nächte im stärksten Bombenhagel im Keller fest und wussten nicht, ob sie je noch lebend herauskommen würden. Nach diesem gewaltigen Bombenangriff war die Stadt total verwüstet, überall stiegen Rauch- und Feuersäulen auf. Sie saßen mitten im Chaos, und aus Angst vor den deutschen Soldaten floh die jüdische Familie Thau in den Westen Frankreichs. Sie beluden ihren Lastwagen mit Waren aus dem Geschäft, um unterwegs davon leben zu können, und ließen sich zunächst in Vittel nieder. Dort lagerten sie die Gegenstände ein und suchten nach einer Unterkunft. Doch schon nach kurzer Zeit erreichte die deutsche Armee auch diesen Teil Frankreichs. Erneut fielen Bomben, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiter in den Westen zu fliehen. Sie wollten nach Bordeaux, denn dort hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits viele jüdische Flüchtlinge eingefunden. Dort fand die Familie Thau eine bescheidene Unterkunft.

Während des Vorrückens der deutschen Armee in den mittelfranzösischen Raum und der Eroberung der gesamten Kanal- und Atlantikküste, verließ die französische Regierung Paris und zog sich nach Südf Frankreich zurück. Der berühmte Badeort Vichy wurde von 1940 – 44 Sitz der Regierung Pétain. Nach dem Zusammenbruch der französischen Armee – Ende Juni 1940 – (21.6.1940) unterzeichnete eine französische Delegation im Auftrag des Marschalls Philippe Pétain den Waffenstillstand. Dieser Waffenstillstand zerteilte das französische Staatsgebiet in eine besetzte Zone entlang der nördlichen Küste und in ein unbesetztes Gebiet im Süden und Südwesten des Landes.

Die Familie Thau lebte nun in einem von Deutschen besetzten und verwalteten Gebiet. Die Nazis verloren auch hier keine Zeit ihre Gräueltaten fortzusetzen. Als erste „Amtshandlung“ demolierten und plünderten sie jüdische Geschäfte. Die Juden mussten nun auch hier einen Judenstern tragen. Auf ihre Pässe und Kennkarten wurde ein „J“ für „Jude“ gestempelt. Und schon bald fuhren auch von Frankreich aus die Deportationszüge in die Konzentrationslager. Elli, die „arisch“ aussah – mit ihren blonden Haaren und blauen Augen – war immer darauf bedacht, dass man das Goldkreuz an ihrem Hals sah. Sie weigerte sich strikt einen Judenstern zu tragen und ließ sich auch nicht in ihrer Bewegungsfreiheit einschränken. Eines Tages gab sie an, ihre Papiere verloren zu haben und bekam einen neuen Ausweis ausgestellt. Ihr Geburtsort

war jetzt mit Wien und ihre Religion mit katholisch angegeben. Mit diesem neuen Dokument und ihrem „Arischen“ Aussehen schien sie gerettet zu sein.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Elli keine Ahnung, wo sich ihre Brüder und ihre Mutter aufhielten. Eines Tages, die Hungersnot war sehr groß, machte Elli ihrem Onkel den Vorschlag, bei der deutschen Kommandantur einen Passierschein zu beantragen, damit sie nach Vittel reisen und dort die eingelagerte Ware aus dem Depot holen könnten. Dem Onkel war nicht besonders wohl bei dem Gedanken. Da sie aber kaum noch etwas zu essen hatten, die Kleidung zerschissen war, ließ er sich auf das abenteuerliche Wagnis ein. Bei der Kommandantur konnte Elli den jungen diensthabenden Soldaten durch ihre Art überzeugen und er stellte sofort und wohlwollend zwei Passierscheine aus. Mit dem einen fuhren Onkel und Nichte mit dem Lieferwagen nach Vittel, mit dem anderen reiste sie alleine nach Metz weiter. Unterwegs bekamen sie anstandslos Benzin und gelangten mühelos und ohne Schwierigkeiten nach Vittel. In der kleinen Stadt Zentralfrankreichs erfuhren sie, dass die Nazis alle Güter beschlagnahmt und mitgenommen hatten. Sollte der lange Weg und die vielen Anstrengungen umsonst gewesen sein? In der Kommandantur verlangten Elli und ihr Onkel ihr Hab und Gut zurück. Dort jedoch wollte man die beiden Bittsteller abwimmeln und erklärte ihnen, die Ware sei kein Privateigentum mehr, sondern gehöre jetzt dem deutschen Staat. Da kannten sie Elli nicht, sie kämpfte wie eine Löwin. Letzten Endes gestand man ihnen zu, die vorhandenen Gegenstände direkt an Ort und Stelle an Wehrmachtsangehörige zu verkaufen. Da dies aber mehr als zwei Tage in Anspruch nahm, fuhr Elli mit dem zweiten Passierschein nach Metz und hoffte, noch einiges an Ware aus dem Geschäft mitnehmen zu können. Dort stand noch alles so da, wie sie es verlassen hatten, aber die deutsche Wehrmacht hatte die Türen versiegelt, alles war beschlagnahmt. Auf Ellis Anfrage, was mit den Dingen geschehe, riet man ihr sehr vorsichtig zu sein und keine Forderungen zu stellen, sonst sei sie an der Reihe... So schnell wie möglich machte sie sich auf den Rückweg, denn Elsass-Lothringen war inzwischen Deutsch geworden. Zurück in Vittel war der Verkauf der Ware recht gut vorangegangen. Die wenigen Stücke, die übrig geblieben waren, nahmen sie mit nach Hause. Die Deutschen hatten nun vor, das Geld vom Erlös der Ware, nach Bordeaux zu überweisen, womit sich Elli aber nicht einverstanden erklärte. Sie verhandelte so lange, bis sie mit dem Bargeld in der Tasche endlich zurückfahren konnten. Ellis Onkel war mächtig stolz auf seine geschäftstüchtige Schwiegertochter. Nun konnte die sechsköpfige Familie endlich wieder die notwendigsten Dinge einkaufen und brauchte so schnell nicht wieder zu hungern.

Elli mied die Cafés, die nur für Juden bestimmt waren, denn hier konnten die Nazis jederzeit zuschlagen. Eines Tages ging sie mit ihrer, um einige Jahre jüngere Cousine Regine in ein „normales“ Café, an dem ein Schild stand „Für Juden Zutritt verboten“ und forderte wieder einmal das Schicksal heraus. Die Tante ermahnte Elli beim Weggehen noch: „Wie kannst Du ohne Judenstern ausgehen?“ Worauf Elli erwiderte: „Wie könnte ich mit Judenstern ausgehen?“. Die beiden jungen Frauen setzten sich im Café an einen Tisch, bestellten Kaffee und Kuchen und Elli merkte, wie sie die Aufmerksamkeit dreier deutscher Offiziere auf sich zog, die am Nebentisch saßen. Einer von ihnen kam an Ellis Tisch und obwohl sich Elli mit Regine auf Französisch unterhielt fragte er sie, ob sie Deutsche sei. Elli war erstaunt und erschrocken zugleich und wollte wissen, wieso er das annehme. Er gab ihr unverblümt zu verstehen, dass die Art, wie sie sich hingesetzt hatte, sehr deutsch sei. Von diesem Tag an änderte Elli ihr „Hinsetz-Gebaren“, denn als Deutsche durfte sie keinesfalls auffallen. Sie schlug von nun an die wohlgeformten Beine dekorativ übereinander, ließ den Rocksäum ein paar

Zentimeter höher rutschen und zündete sich beim Hinsetzen eine Zigarette an. Von jetzt an war sie die „Grande Dame“, und man verwechselte sie nicht mehr mit einer Deutschen. Als der junge Offizier von Elli wissen wollte, was sie in Bordeaux mache, sagt sie ihm direkt ins Gesicht, sie sei jüdin, dass sie sich ständig verstecken müsse, da sie von den Deutschen gejagt und verfolgt würde. Sie sagte ihm auch, dass sie ein menschenunwürdiges Leben führe und keinerlei Rechte besäße. Aus tiefstem Herzen hoffte sie, dass die Deutschen den angezettelten Krieg verlieren mögen. Denn sie führten ja keinen Krieg gegen Länder, sondern gegen eine Rasse und Religion, dabei könnte sie weiß Gott nichts dafür, dass sie als Jüdin geboren wurde. Eine Partei suche man sich aus, aber die Herkunft und den Glauben könne man nicht selbst bestimmen. Und da sie nun mal das Pech habe, Jüdin zu sein, sei ihre Zukunft der sichere Tod. Dieser junge Soldat hätte für Elli gefährlich werden können. Vielleicht haben ihn ihre Worte, ihr energisches Auftreten, ihre ganze Erscheinung beeindruckt. Jedenfalls hat er sie nicht verraten.

Während der ganzen Zeit war Ellis einziges Sinnen und Trachten, ihre Mutter nach Frankreich zu holen, denn die Nazis hatten schon schrecklich in Österreich gewütet. Charles, Ellis jüngerer Vetter, war bereits mit seinen damals 12 Jahren sehr geschäftstüchtig und suchte sich bei den deutschen Soldaten auf der Strasse Übersetzungsjobs. Da er auch blond und blauäugig war, schöpfte niemand Verdacht, dass er jüdisch sein könnte. Er vermittelte auch Elli eine Stelle in einem Tabakladen, wo sie dolmetschte. Natürlich fanden die jungen Männer Gefallen an der hübschen Blondine und hätten sie gerne eingeladen. Aber jedes Mal erfand sie eine andere herz zerreißende Geschichte, um sich der jungen Soldaten zu entledigen. Manchmal erzählte sie von ihren drei Kindern, die sie versorgen müsse, ein andermal sprach sie von ihrem verwundeten Mann, den sie zu Hause zu pflegen hätte. Jedem tischte sie eine andere Variante ihrer Geschichten auf, um nicht mit ihnen ausgehen zu müssen. Das Risiko, als Jüdin erkannt zu werden, war einfach zu groß. Zwar konnte sich Elli in dem Laden ein paar Franc dazuverdienen, die zu Hause auch sehr willkommen waren, andererseits verstrickte sie sich immer mehr in neue Schauer- und Lügengeschichten, dass sie selbst nach einer Weile nicht mehr auseinander halten konnte, wem sie was erzählt hatte. Als ihre Situation zu heikel wurde, gab sie ihre Tätigkeit auf.

Jemand gab ihr einen Tipp, dass ein Spanier eine Schreibkraft mit Deutschkenntnissen suchte. Sie bewarb sich sofort und war genau die richtige Person für ihn. Der Spanier kaufte wagonweise Obst und Gemüse auf und verkaufte es an die Deutschen. Die patriotischen Franzosen hingegen weigerten sich, den Deutschen nur irgendetwas an Gütern zu verkaufen. Elli stellte die Rechnungen auf Deutsch aus, das ersparte dem Spanier die lange Wartezeit der Übersetzung und er konnte sofort sein Geld kassieren. Der Spanier machte während dieser Zeit sehr gute Geschäfte, und Elli lebte auch nicht schlecht davon. Als erstes kaufte der neue Chef Elli eine Uhr, damit sie pünktlich zum Dienst erscheinen konnte. Auch fehlte es jetzt nicht mehr an neuer Garderobe, die Elli sehr zu schätzen wusste, denn ihr Gehalt war fürstlich. Es hatte sich bis zu dem Spanier herumgesprochen, dass in Bayonne ein kleines Geschäft existierte, das vom Schwarzhandel lebte. Er bat Elli eines Tages, doch einmal mitzukommen, sie könne dort auch etwas für sich und ihre Familie einkaufen. Elli nahm die halbstündige Bahnfahrt nur zu gern in Kauf, denn die halbverhungerte Familie war dankbar für alles, was Elli mitbrachte. Nach ungefähr drei Wochen bat der Spanier Elli nochmals, ihn nach Bayonne zu begleiten. Elli freute sich, dass sie der Familie wieder etwas mitbringen konnte. Im Bahnhof von Bayonne standen einige Waggons auf dem Abstellgleis, die von einem

französischen Soldaten mit Maschinengewehr bewacht wurden. Auf Ellis Befragen, was es mit den Eisenbahnwagen auf sich habe, antwortete der Aufpasser, dass sich in diesem Zug Juden aus Luxemburg befänden, die er bewachen müsste, da sie das Gelände nicht verlassen dürften. Beim Stichwort „Juden aus Luxemburg“ spitzte Elli die Ohren. Sie bat den Soldaten nachschauen zu dürfen, ob nicht „ihre große Liebe“, die sie in Luxemburg hatte, dabei sei – und von der sie so plötzlich getrennt wurde. Der dienstbeflissene Waffenträger verneint, es seien doch Juden, außerdem, wenn die Deutschen das erführen, sei er seinen Posten los. Doch Elli ließ nicht locker, mit ihrem süßen Lächeln, den himmelblauen flehenden Augen, stimmte sie schließlich den Wachmann um. Er rief ihr noch nach: „Pass auf, es sind Juden dort drin!“ Während sie am Zug entlang lief, der mit Menschen voll gestopft war, erkannten sie die Leute aus Luxemburg wieder die riefen: „Fritz, Fritz, deine Schwester ist da“. Fritz sprang so schnell es ging aus dem Zug und die Geschwister lagen einander in den Armen. Aber da kam auch schon der französische Aufseher aufgeregt angerannt und meinte: „Schnell in den Zug, damit die Deutschen sie nicht sehen“. Der ältere Bruder, Felix, der gerade seine – vom Roten Kreuz ausgeteilte – Suppe aß, ließ sein Essgeschirr fallen, als er Elli erblickte. Inzwischen hatte er eine Frau, namens Gerda, geheiratet, die er in Luxemburg kennen gelernt hatte und mit der er in die Dominikanische Republik ausreisen wollte.

Die fünfzig Luxemburger Emigranten konnten, trotz des Visums für die Dominikanische Republik, die spanische Grenze nicht passieren. Sie hatten die Freiheit vor Augen, konnten jedoch den Abfahrtsafen, Lissabon, vorläufig nicht erreichen. Sie steckten letzten Endes mehrere Monate in Bayonne fest. In der Grenzstadt befand sich bereits ein – von den Deutschen errichtetes – Lager, in dem viertausend jüdische Flüchtlinge aus Deutschland untergebracht waren.

Der „Obersturmbannführer“, Adolf Eichmann, der das Amt 4 der Gestapo – im Reichssicherheitsdiensthauptamt – inne hatte, war verantwortlich für die „Judenfrage“ in Deutschland, vor allem in den von den Deutschen besetzten Gebieten. Eichmann zitierte am 24. April 1941 den Großrabbiner von Luxemburg nach Berlin, er wurde von einer jüdischen Delegation begleitet. Die Abordnung stieg im ersten Hotel Berlins, dem legendären „Adlon Hotel“, ab. Von dort aus gingen sie ins Reichssicherheitshauptamt, Kurfürsten Straße 116, wo Eichmann sie pünktlich empfing. Die Delegation wurde von Eichmann äußerst brutal behandelt. Er erklärte, dass Luxemburg ein deutscher Gau sei und „judenrein“ gemacht werden müsse. Außerdem sollte sich der Großrabbiner Serebrenik darum kümmern, dass die inzwischen viertausend deutsche Juden an der französisch-spanischen Grenze bald ausreisen könnten, sonst führen sie mit den Zügen in östliche Richtung – in die Konzentrationslager... (Information aus dem Buch: „Longtemps j'aurai mémoire“, Dokumente von Zeitzeugen über die Juden in Luxemburg während des Zweiten Weltkrieges, von Paul Cerf).

(Einige Zeit später kamen noch etliche Luxemburger Juden, die ein Visum für ein Drittland in der Tasche hatten, in den Konzentrationslagern um.)

Die Deutschen hatten für die Emigranten, die auf der Durchreise nach Portugal waren, jedoch von den Spaniern keine Einreiseerlaubnis erhielten, eine Notunterkunft in einem alten Weinlager eingerichtet. Da sie von dort nicht weg durften und bewacht wurden, konnte man von einem Gefangenenlager sprechen, wo sie mehrere Monate bleiben mussten.

Hier in Bayonne, wo die Brüder, die sich auf der Durchreise von Luxemburg nach Portugal befanden und hier zunächst gestrandet waren, bekam Elli endlich die neue Adresse ihrer Mutter, die sich immer noch in Wien aufhielt. Seit sie selbst auf der Flucht war, hatte sie nichts

mehr von ihr gehört, nun konnte sie wieder Kontakt mit ihr aufnehmen. An Tag des Wiedersehens mit ihren Brüdern ging Elli weder einkaufen, noch fuhr sie nach Bordeaux zurück, sie blieb bei ihnen, für alle war ein wunderbarer Traum in Erfüllung gegangen. Elli fuhr von nun an öfter in die Grenzstadt und besuchte ihre Geschwister, aber sie musste ständig auf der Hut sein. In dieser Zeit starb ihr Onkel in Bordeaux an einer Schilddrüsenoperation. Ellis Brüder konnten es irgendwie einrichten, heimlich an der Beerdigung teilzunehmen. Als der wachhabende Soldat, der immer noch die Aufsicht über die Gefangenen hatte, eines Tages zu Elli sagte: „Sie sind ja die Judenmutter hier“, war das ein Zeichen aufzupassen. Es war das letzte Mal, dass sie ihre Brüder und die Freunde besuchte, denn sie wusste ja, bald würden sie in Freiheit und somit in Sicherheit sein.

Elli nahm Verbindung mit ihrer Mutter auf und versprach ihr, sie so bald wie möglich nach Frankreich zu holen. Ihre Devise war, wenn sie ihre Mutter nicht retten kann, dann wolle sie auch nicht mehr leben, danach handelte sie während der ganzen Zeit.

Elli hörte von einer Frau, die auch Wienerin wie sie selbst war, die für die Wehrmacht und für die französische Prefektur Übersetzungen machte und auch Passierscheine ausstellte. Diese gewisse Frau Schneider, Ehefrau eines damals berühmten Fußballspielers, der gerade noch in Algerien zu einem Match angetreten war und im nächsten Moment in Bordeaux stecken blieb, engagierte sich kurz entschlossen, um als Dolmetscherin zu arbeiten. Elli suchte sie auf, und es gab zwischen den beiden Wienerinnen eine herzliche, ja feierliche Begrüßung. Treu und brav schilderte Elli der Frau Schneider ihre Situation und, dass sie für ihre Tante und ihre drei Kinder Passierscheine benötigte, damit sie ins unbesetzte Frankreich gelangen könnten. Zuerst wollte Elli ihre Familie in Sicherheit bringen, um sich dann intensiv um die Ausreise ihrer Mutter aus Wien zu kümmern. Frau Schneider stellte die gewünschten Passierscheine (gegen gute Bezahlung) aus und gab Elli den Rat: „Wenn Sie Ihre Mutter retten wollen, sollten Sie sich bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ bewerben, die sucht immer Angestellte, die in Frankreich wohnen und Deutsch sprechen, damit sparen sie sich das Personal aus Deutschland. Und wenn Sie vier oder fünf Monate dort arbeiten, bekommen Sie Heimurlaub. Es wird Ihnen ein Urlaubsschein ausgestellt, mit dem Sie Ihre Mutter nach Frankreich holen können. Geht die Sache gut, so haben Sie beide Glück gehabt, geht es schief, dann sind sie beide verloren“. Elli war sich des Risikos bewusst, aber sie wollte sich nicht die geringste Chance entgehen lassen, um ihre Mutter aus den Fängen der Nazis zu befreien. Bereits am nächsten Tag meldete sie sich bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ und fragt nach Arbeit. Ohne, dass sie nach Religion und Alter befragt wurde, stellte man sie gleich ein. Man führte sie in das Büro, in dem sie arbeiten sollte und stellte sie ihren Arbeitskollegen vor. Es waren drei Männer und zwei Frauen, die mit ihr in einem Büroraum saßen. Elli begrüßte alle mit einem zackigen „Heil Hitler“. Sie hatte bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ die ein- und ausgehende Post sorgfältig einzutragen und Botengänge zu machen. Nach kurzer Zeit erledigte sie die ihr aufgetragenen Arbeiten zur größten Zufriedenheit aller; Elli war bei ihren Kollegen sehr geschätzt und wohlgehten und da sie Französisch sprach, bat man sie des Öfteren – auch privat – das eine oder andere Teil zu besorgen. Da Elli immer hilfsbereit und mit dem Fahrrad recht flexibel war, erledigte sie diese Aufträge prompt. Manchmal besorgte sie Eier, Stoffe oder Strümpfe. Ihr Chef, der sie inzwischen ins Herz geschlossen hatte, rief sie immer mit ihrem Nachnamen: „Thau‘chen, jetzt komm doch mal her...“ Jedes Mal zitterten ihre Knie, lief es ihr heiß und kalt gleichzeitig den Rücken hinunter. Wann immer sie gerufen wurde, dachte sie: „Jetzt ist es aus, gleich fliegt alles auf“. Manchmal bat ihr Chef sie, für seine

Frau Seidenstrümpfe oder andere Kleinigkeiten zu kaufen und Elli übernahm diese Aufgaben gerne.

Nachdem Ellis Tante mit ihren drei Kindern im unbesetzten Teil Frankreichs Unterschlupf gefunden hatte, war sie selbst zunächst bei Bekannten notdürftig untergekommen. Dann ließ ihr Chef eigens für sie eine Wohnung beschlagnehmen, damit sie, als Angestellte der „Kriegsmarine-Dienststelle“, eine adequate Wohnung zur Verfügung hatte. Der Gedanke, dass irgendjemand ihretwegen seine Wohnung räumen musste, war ihr unangenehm. Bald durfte sie ihre Mahlzeiten in der Offiziersmesse einnehmen. Eines Tages teilte sie beim Mittagessen einen Tisch mit zwei Schwestern aus Hamburg, sie hießen Lilo und Sepp Allermann. Die Eine nahm ein Glas und sagt: „Wenn ich wüsste, dass aus diesem Glas eine Jüdin getrunken hätte, ich würde sterben“. Elli nahm demonstrativ das Glas, trank daraus und stellte es wieder hin. Lange ahnten die Schwestern nicht, dass Elli Jüdin war. Im Laufe der Zeit entstand nicht nur ein freundschaftliches, sondern ein sehr herzlich Verhältnis zu ihnen und mit der Zeit wurden sie Freundinnen. Und weil die Geschwister beide in denselben jungen Mann verliebt waren, mit dem sie manchmal Probleme hatten, musste Elli herhalten, Missverständnisse ausräumen oder ihren Streit schlichten und sie alle versöhnen. Elli konnte jetzt fast ein normales Leben führen, sie war ein Teil der „Alltags-Gesellschaft“ und fühlte sich wieder als Mensch.

Nach drei Monaten bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ – natürlich mit dem all morgen- und all abendlich frisch herausgerufenen „Heil Hitler“ – fühlte sich Elli fast selbst schon wie eine Deutsche und nicht wie eine Verfolgte. Fast vergaß sie den Krieg und das damit verbundene Elend, aber nur fast...

In Arcachon besaß die Kriegsmarine ein herrliches Anwesen. Auf diesem schönen Sitz am Meer durften die Angestellten der Kriegsmarine die Wochenenden oder die Ferien verbringen. Auch Elli kam an manchen Wochenenden mit ihren Freundinnen in dieses Ferienparadies und sie fühlte sich jedes Mal wie eine Fürstin.

Aber die ständige Angst, jeden Moment entdeckt zu werden, strapazierten ihre Nerven. Eines Tages passierte, was sie immer befürchtet hatte. Jemand denunzierte sie bei der Kriegsmarine. Diese Person hatte sie dort ein- und ausgehen sehen, oder aber kannte ihre Familie. Herr Kleemann, ihr Chef, stellte sie sogleich zur Rede. Erfinderisch, wie Elli nun mal war, sie wirkte äußerst gelassen und behielt die Nerven, erzählte sie von dem jüdischen Austauschstudenten aus Frankreich, den sie in Wien durch ihren Vater, der ja Professor am Gymnasium war, kennen gelernt hatte. Als sie ihn wieder in Frankreich besuchte und sah, wie wohlhabend die Familie war und welch angenehmes Leben sie führten, habe sie von diesem Reichtum ein wenig profitieren wollen. Da der junge Mann Elli sehr gern mochte, heirateten sie kurze Zeit später. Dabei habe sie nicht darauf geachtet, dass er Jude sei, dieses habe sie mit 18 Jahren noch nicht bedacht. Jetzt aber lebe sie von ihm getrennt, und er halte sich jetzt im unbesetzten Teil Frankreichs auf. Elli spielte die Rolle der naiven und überrumpelten Ehefrau grandios, während sich Herr Kleemann Notizen machte. Er schrieb: „Frau Thau war zum Zeitpunkt der Ehe minderjährig und sich der Rassenschande nicht bewusst“. Er schickte einen Brief an das Wiener Gericht, um diese Ehe annullieren zu lassen. Elli war ganz Elend zumute, sie wusste, dass durch dieses Schreiben der so dringend ersehnte Heimaturlaub ins Wasser fallen könnte. Dieser Brief hätte alle ihre Pläne zunichte gemacht. Sie selbst schrieb den Brief an das Wiener Gericht, das war ja ihre Aufgabe, stempelte ihn ab, nahm ihn mit, gab ihn aber nicht auf. Und während Herr Kleemann auf Nachricht aus Wien wartete, wurde Elli immer unruhiger. Sie wusste nun, dass ihre Tage bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ gezählt waren.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis feierte die Kriegsmarine ein großes Fest. Die „Bismarck“ hatte am 24. Mai 1941 das britische Flaggschiff „Hood“ versenkt. (Bevor sie selbst drei Tage später von britischen Torpedos getroffen wurde und südwestlich vor Irland im Atlantik versank). Dies war natürlich ein Grund zum Feiern. Der Admiral selbst lud alle Angestellten der „Kriegsmarine-Dienststelle“ zu diesem Festakt ein. Natürlich war auch Elli mit ihren beiden Freundinnen dabei. Als die Feier ihren Höhepunkt erreichte, alle zufrieden und glücklich waren, fing Elli an zu weinen. Sie vertrug keinen Alkohol und wenn sie trank, verfiel sie in eine tiefe Melancholie. So passierte es auch an diesem harmonischen Abend. Der Admiral wurde auf ihr Schluchzen aufmerksam und meinte: „Wie kann man denn weinen an solch einem schönen Tag?“ Sie erzählte unter Tränen, dass sie so lange nicht zu Hause in Wien war, dass sie so Heimweh habe und die anderen Kollegen schon alle auf Heimaturlaub waren. Der Admiral zeigte sich an diesem ganz speziellen Tag von der jovialen Seite und meinte: „es ist wohl ein Tag Gutes zu tun“ und befahl ihrem Chef: „Herr Indentatura, einen Urlaubsschein für zwei Wochen für diese junge Dame, Heil Hitler“. (Indentatura – Intendant, war in früheren Jahren ein gebräuchlicher Name für einen Verwaltungsbeamten, der an die strenge Weisung des Königs gebunden war).

Herr Kleemann gab Elli den Urlaubsschein mit den Worten: „Na Thau‘chen, da hast du ja Glück gehabt, aber bei der Gelegenheit gehst du gleich zum Wiener Gericht und schaut nach Deinen Scheidungspapieren“. Elli bereitete sich einige Tage auf diese Reise vor. Sie besorgte kleine Geschenke und etwas zu essen für ihre Mutter und erhielt ein Ausweispapier auf den Namen „Elisabeth Thau-Koch“; das Geburtsdatum war mit „7.11.18“ anstatt „1918“ angegeben. Sie erhielt zwei Fahrkarten, eine für die Hinfahrt, die andere für die Rückfahrt mit dem Wehrmachtzug.

Und so fuhr eine Jüdin, mitten im Krieg, in aller Seelenruhe, bequem und angenehm inmitten von Militär nach Wien. In Metz hatte der Zug eine Stunde Aufenthalt und Elli eilte geschwind in das ehemalige Geschäft ihrer Familie, sie wollte nur nachsehen, ob noch irgendetwas von dem Eigentum des Onkels vorhanden war. Sie fand nichts mehr von dem Familienbesitz vor. Aber eine ehemalige Nachbarin erkannte Elli und rief händeringend: „Eine Jüdin, eine Jüdin ist hier“. Doch Elli erwiderte: „Hör auf zu jammern und zu schreien, ich bin keine Jüdin mehr, man hat mir mein ganzes Blut herausgenommen, ich habe jetzt reines arisches Blut in mir.“ Die Frau schaute Elli fassungslos an und schien ihr zu glauben.

Morgens in aller Frühe kam Elli in Wien an und ging direkt zur Adresse ihrer Mutter. Die hauste immer noch in einem fürchterlichen Kellerloch. Mutter und Tochter fielen sich in die Arme. Zu diesem Zeitpunkt bekamen die restlichen – in Wien verbliebenen – Juden immer noch von den Nazi-Behörden Vorladungen, sich zu melden. Wer sich meldete kam in ein Sammellager und wurde ins „Niemandesland“ verschleppt – die meisten nach Auschwitz. Ellis Mutter hatte nie auf Behördenbescheide reagiert, sie hoffte, baute und vertraute auf ihre Tochter, dass sie eines Tages kommen und sie retten würde und nun war es endlich soweit. Ohne viel Zeit zu verlieren, arbeitete Elli ihren Rettungsplan aus. Sie ließ ihrer Mutter die Rückfahrkarte da, kaufte sich eine neue und fuhr eine Woche später mit ihrem Urlaubsschein zurück nach Bordeaux. Sie setzte auf das vierzehn Tage gültige Dokument, das in ihrem Büro ausgestellt wurde, das Bild ihrer Mutter, stempelte alles ordnungsgemäß ab, denn sie saß ja an der Quelle. Das Datum von „18“ ändert sie auf „1898“, dies war das Geburtsjahr ihrer Mutter und schickte dieses kostbare Papier mit einem Anschreiben nach Wien: „Liebe Frau Koch, versehentlich habe ich Ihre Urlaubsbescheinigung mitgenommen und lege sie diesem Brief

bei, damit Sie noch rechtzeitig von Ihrem Urlaub zurückkommen können“.

Im Büro will man von Elli wissen, was sie in Wien beim Gericht erreicht hat. Sie erklärt, sie habe niemanden angetroffen, der für ihre Sache zuständig war, viele seien im Urlaub gewesen. Elli hatte ihrer Mutter genau erklärt, wo sie in Metz umsteigen müsse und wann der Zug in Bordeaux ankomme. Bis zur Ankunft ihrer Mutter hatte Elli keine ruhige Minute mehr; sie schlief nicht, war nervös, sie hat Angst. Sie suchte sich schon eine Brücke aus, von der sie hinunter springen wollte – falls die Flucht misslang. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie, wenn ihre Tat auffiel, sofort verhaftet und ins Lager geschickt würde. Da zog sie es doch vor, freiwillig in den Tod zu gehen. Die letzten drei Tage und Nächte wurden für Elli zum reinsten Alptraum. Am besagten Morgen stand Elli schon sehr zeitig am Bahnsteig und wartete auf den Wehrmachtzug aus Wien – und tatsächlich, ihre Mutter stieg wohlbehalten in Bordeaux aus. Sie waren beide überglücklich über die gelungene Ausreise aus dem Nazi-Reich und fielen sich in die Arme. Berta Koch erzählte von ihrer abenteuerlichen Reise inmitten ihrer Verfolger. Um nicht viel reden zu müssen, hatte Frau Koch eine Backenbinde angelegt wie man sie früher bei Zahnweh trug. Als der Kontrolleur seine Runde machte, sagte er zu der jungen Frau neben Berta Koch: „Mit Ihren Papieren stimmt etwas nicht, schauen Sie nur diese Frau an, bei der ist alles in Ordnung“. Die mitreisenden Soldaten boten Berta Koch Zigaretten an, waren freundlich und zuvorkommend.

Schon nach kurzer Zeit bereitete Elli die Reise ihrer Mutter ins südliche, unbesetzte Frankreich vor. Dort sollte sie bei ihrer Schwester, die zuvor in Metz wohnte und die sie seit vierundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, in Agde (bei Montpellier), bleiben. Elli tauschte das Bild auf ihrer Kennkarte gegen das ihrer Mutter aus und die Reise konnte beginnen. Elli wollte jetzt nur noch ihr letztes Monatsgehalt kassieren und dann nach Südfrankreich nachkommen. Sie war überglücklich, dass ihre Mutter endlich die Freiheit erlangt hatte.

Nur wenige Tage, nachdem die Mutter aus Bordeaux abgereist war, rief der Chef Elli zu sich und teilt ihr mit, (er muss in der Zwischenzeit einen zweiten Brief an das Wiener Gericht geschickt haben) dass er aus Wien eine Antwort auf sein Schreiben bekommen habe mit dem Hinweis, dass Elli Jüdin sei. Herr Kleemann griff zum Telefonhörer und wollte Meldung bei der Gestapo machen. Elli ging zum Fenster, was im dritten Stock lag und sagt ihm, wie wohl sie sich bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ gefühlt habe, wie ein Mensch sei sie sich inmitten ihrer Kollegen vorgekommen. Sie sagt ihm, dass sie für ihre Herkunft nicht könne und lieber solle er sie erschießen als sie der Gestapo zu übergeben. Herr Kleemann ließ sich von der verzweifelt kämpfenden und ihm ausgelieferten zarten Person erweichen. Er legte den Telefonhörer auf und machte ihr den Vorschlag, sie solle zunächst zwei Tage lang in ihrer Wohnung auf Nachricht von ihm warten, er werde in der Zwischenzeit mit den anderen Kollegen beraten, was mit ihr geschehen soll. Ellis Freundinnen, Lilo und Sepp Allermann, wurden zum Chef gerufen, man teilte ihnen mit, dass Elli entlassen sei und dass sie nicht mehr mit ihr reden dürfen, da sie eine Jüdin sei.

Schmerzzerfüllt, entmutigt und hoffnungslos verließ Elli die „Kriegsmarine-Dienststelle“. Sie schwang sich auf ihr Fahrrad und wollte gerade davoneilen, sah aber im letzten Augenblick ihre Freundinnen wild gestikulierend hinter sich herlaufen. Die Angst packte Elli, denn sie erinnerte sich nur zu gut an ihre antisemitischen Äußerungen und strampelt, was die Pedale hielt... An einer Kreuzung musste sie anhalten. Die beiden Mädchen holten sie ein, fielen über Elli her, küssten, herzten, umarmten sie, entschuldigten sich für alles, was sie Elli mit ihrem

bei, damit Sie noch rechtzeitig von Ihrem Urlaub zurückkommen können“.

Im Büro will man von Elli wissen, was sie in Wien beim Gericht erreicht hat. Sie erklärt, sie habe niemanden angetroffen, der für ihre Sache zuständig war, viele seien im Urlaub gewesen. Elli hatte ihrer Mutter genau erklärt, wo sie in Metz umsteigen müsse und wann der Zug in Bordeaux ankomme. Bis zur Ankunft ihrer Mutter hatte Elli keine ruhige Minute mehr; sie schlief nicht, war nervös, sie hat Angst. Sie suchte sich schon eine Brücke aus, von der sie hinunter springen wollte – falls die Flucht misslang. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie, wenn ihre Tat auffiel, sofort verhaftet und ins Lager geschickt würde. Da zog sie es doch vor, freiwillig in den Tod zu gehen. Die letzten drei Tage und Nächte wurden für Elli zum reinsten Alptraum. Am besagten Morgen stand Elli schon sehr zeitig am Bahnsteig und wartete auf den Wehrmachtzug aus Wien – und tatsächlich, ihre Mutter stieg wohlbehalten in Bordeaux aus. Sie waren beide überglücklich über die gelungene Ausreise aus dem Nazi-Reich und fielen sich in die Arme. Berta Koch erzählte von ihrer abenteuerlichen Reise inmitten ihrer Verfolger. Um nicht viel reden zu müssen, hatte Frau Koch eine Backenbinde angelegt wie man sie früher bei Zahnweh trug. Als der Kontrolleur seine Runde machte, sagte er zu der jungen Frau neben Berta Koch: „Mit Ihren Papieren stimmt etwas nicht, schauen Sie nur diese Frau an, bei der ist alles in Ordnung“. Die mitreisenden Soldaten boten Berta Koch Zigaretten an, waren freundlich und zuvorkommend.

Schon nach kurzer Zeit bereitete Elli die Reise ihrer Mutter ins südliche, unbesetzte Frankreich vor. Dort sollte sie bei ihrer Schwester, die zuvor in Metz wohnte und die sie seit vierundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, in Agde (bei Montpellier), bleiben. Elli tauschte das Bild auf ihrer Kennkarte gegen das ihrer Mutter aus und die Reise konnte beginnen. Elli wollte jetzt nur noch ihr letztes Monatsgehalt kassieren und dann nach Südf Frankreich nachkommen. Sie war überglücklich, dass ihre Mutter endlich die Freiheit erlangt hatte.

Nur wenige Tage, nachdem die Mutter aus Bordeaux abgereist war, rief der Chef Elli zu sich und teilt ihr mit, (er muss in der Zwischenzeit einen zweiten Brief an das Wiener Gericht geschickt haben) dass er aus Wien eine Antwort auf sein Schreiben bekommen habe mit dem Hinweis, dass Elli Jüdin sei. Herr Kleemann griff zum Telefonhörer und wollte Meldung bei der Gestapo machen. Elli ging zum Fenster, was im dritten Stock lag und sagt ihm, wie wohl sie sich bei der „Kriegsmarine-Dienststelle“ gefühlt habe, wie ein Mensch sei sie sich inmitten ihrer Kollegen vorgekommen. Sie sagt ihm, dass sie für ihre Herkunft nicht könne und lieber solle er sie erschießen als sie der Gestapo zu übergeben. Herr Kleemann ließ sich von der verzweifelt kämpfenden und ihm ausgelieferten zarten Person erweichen. Er legte den Telefonhörer auf und machte ihr den Vorschlag, sie solle zunächst zwei Tage lang in ihrer Wohnung auf Nachricht von ihm warten, er werde in der Zwischenzeit mit den anderen Kollegen beraten, was mit ihr geschehen soll. Ellis Freundinnen, Lilo und Sepp Allermann, wurden zum Chef gerufen, man teilte ihnen mit, dass Elli entlassen sei und dass sie nicht mehr mit ihr reden dürfen, da sie eine Jüdin sei.

Schmerz erfüllt, entmutigt und hoffnungslos verließ Elli die „Kriegsmarine-Dienststelle“. Sie schwang sich auf ihr Fahrrad und wollte gerade davoneilen, sah aber im letzten Augenblick ihre Freundinnen wild gestikulierend hinter sich herlaufen. Die Angst packte Elli, denn sie erinnerte sich nur zu gut an ihre antisemitischen Äußerungen und strampelt, was die Pedale hielt... An einer Kreuzung musste sie anhalten. Die beiden Mädchen holten sie ein, fielen über Elli her, küssten, herzten, umarmten sie, entschuldigten sich für alles, was sie Elli mit ihrem

dummen Gerede angetan hatten. Sie erzählten ihr, wie sie in der Schule ständig gegen Juden aufgehetzt wurden, dass Juden böse und schlecht seien, dass man sie hassen und umbringen müsse. Juden wurden für alles Negative, Schändliche, Gemeine, Niedrige und Verbrecherische verantwortlich gemacht. Und nun ist eine Jüdin ihre beste Freundin, eine treue und liebe Seele. Es war eine erschütternde, jedoch sehr menschliche Szene, die sich mitten auf der Strasse abspielte.

Elli blieb zwei Tage lang in ihrem Zimmer, die beiden Mädchen besuchten Elli und brachten ihr etwas zu essen, sie zweigten von ihren spärlichen Rationen etwas für ihre Freundin ab, denn vorher hatte sie mit ihnen, das Wenige, was ihr blieb, geteilt. Nach zwei Tagen der Beratung hatten ihre ehemaligen Vorgesetzten beschlossen, dass Elli frei sei und Bordeaux so schnell wie möglich verlassen sollte. Sie fiel ihrem Chef um den Hals und sagt: „Ich wusste, dass Sie mich freilassen, ein Mensch mit Herz kann mich doch nicht der Gestapo ausliefern“. Danach fuhr sie geradewegs nach Nizza, wohin Ellis Mutter mit ihrer Schwester und den beiden Kindern inzwischen übersiedelt waren. Ellis taubstummer Mann war bei einem Schneider in Südfrankreich untergekommen, denn er hatte dieses Handwerk gelernt. Eine französische Familie nahm sich seiner an und da er nicht sprechen konnte, wurde er nie von den Deutschen behelligt oder verfolgt. Er heiratete später eine ebenfalls taubstumme Frau und das Ehepaar bekam einen nicht behinderten Sohn.

Endlich war Elli mit ihrer Familie in Nizza zusammen. Dort waren die Familienmitglieder in einem billigen und etwas verwahrlosten Hotel – mitten in der Stadt – untergekommen und bewohnten zwei Zimmer. Das Hotels war überfüllt mit jüdischen Flüchtlingen.

Am 1.11.1942 marschierten deutsche Truppen in das bislang unbesetzte Frankreich ein und verbreiteten auch hier Angst und Schrecken unter der Bevölkerung und speziell bei den Juden. Sie zogen den Männern die Hose aus, um nachzusehen, ob sie beschnitten waren. Menschen sprangen aus lauter Verzweiflung aus den Fenstern, es herrschten plötzlich Chaos und katastrophale Verhältnisse in dem sonst so beschaulichen Badeort.

Elli, ihre Mutter, die Tante mit den beiden Kindern, Charles und Regine, teilten sich zu fünf die beiden Hotelzimmer. Die Kinder schliefen abwechselnd mal bei der eigenen Mutter und mal bei der Tante. In jener verhängnisvollen und tödlichen Nacht, beharrte der dreizehnjährige Charles darauf, das Zimmer mit seiner Mutter alleine zu teilen und schickte seine Schwester zu Elli und ihrer Mutter. Das war die unglückselige Nacht, wo die Nazis Razzien auf Juden machten und dabei alle Hotels stürmten. Sie rissen die ahnungslosen Menschen aus ihrem tiefsten Schlaf. Es blieb ihnen kaum Zeit sich anzuziehen, sie wurden gewaltsam zu den bereits wartenden Zügen gezerrt, deren Endstation Auschwitz war. Aus einem nicht erklärlichen Grunde wurde Ellis Zimmer, wo sie mit ihrer Mutter und der Cousine schlief, übersehen oder vergessen, jedenfalls blieben sie unentdeckt und somit von der Deportation verschont.

Die neuerliche, dramatische Situation im sonnigen Nizza, verstörte und beängstigte Elli sehr und sie beschloss mit der Mutter und der kleinen Cousine wieder nach Bordeaux zu fahren. Dort kannte sie sich aus, hatte Freunde, von denen sie wusste, dass sie sie unterbringen würden. Allerdings mussten sie dazu mit dem Zug fahren und die von den Deutschen – quer durch Frankreich – errichtete Grenze, passieren. Aus diesem Grunde war auf dieser Fahrt mit einer Kontrolle zu rechnen. Da Ellis Mutter eine falsche Identitätskarte besaß, ja, ihren französischen Namen nicht einmal richtig aussprechen konnte, bestand natürlich für sie alle die große Gefahr, entdeckt zu werden. Trotz der großen Lebensgefahr gingen sie das Risiko

der Zugfahrt ein. Frau Koch bekam von Elli den Rat, während der ganzen Fahrt zu schweigen. Das Abteil war voll besetzt. Die Cousine war noch so jung, dass sie kein Erkennungspapier brauchte. Ein deutscher Offizier kontrollierte während der Fahrt die Ausweise der Mitreisenden. Als Berta Koch an die Reihe kam, berührte Ellis Hand leicht die des jungen Offiziers und sie fragt ganz kokett mit süßer Stimme, ob er vielleicht eine Zigarette für sie habe. Der Soldat war verwundert und gleichzeitig hocheifrig, dass die unbekannte Schöne seiner Sprache mächtig war. Der Offizier gab ihr eine Zigarette, reichte ihr Feuer auf dem Gang und Elli verwickelte ihn in ein interessantes Gespräch. Dabei vergaß er die Kontrolle bei Berta Koch und wieder einmal kamen sie mit heiler Haut und unbehelligt davon.

In Bordeaux konnten sie tatsächlich in dem kleinen Gartenhäuschen von Ellis Bekannten wohnen. Es war alles bescheiden und provisorisch eingerichtet, aber es ließ sich darin leben. Ständig auf der Flucht und nirgendwo gemeldet, standen ihnen auch keine Lebensmittel zu, die es auf Bezugsscheine gab. Nun musste sich Elli wieder etwas einfallen lassen damit die Familie nicht verhungerte. Zwar lebten sie vorläufig noch von Schmuck und kleinen Goldstückchen, die sie gegen Brot oder andere Lebensmittel eintauschten, aber irgendwann war alles aufgebraucht.

Elli versuchte sich als Sekretärin durchzuschlagen. Sie hatte aber nur wenig Erfahrung in diesem Beruf und dementsprechend unbefriedigend waren auch ihre Leistungen. Sie arbeitete oftmals nur zwei oder drei Tage in einer Firma, bis man sie entließ. Aber jedes Mal wurden ihr die wenigen Tage der Arbeit ausgezahlt und konnten sich so einigermaßen über Wasser halten. Eines Tages kam Elli an einer Autowerkstatt vorbei. Dort hing ein Schild „SEKRETÄRIN GESUCHT“. Elli versuchte ihr Glück und von zehn Mitbewerberinnen wurde ausgerechnet sie ausgesucht und konnte gleich am nächsten Morgen um acht Uhr dort beginnen. Ihr Chef verlangte sie sofort zum Diktat. Sie gestand, dass sie keine Stenographie beherrsche und der geduldige Mann notiert auf einem Zettel vor, was Elli zu schreiben hatte. Nervös und in Schweiß gebadet, versuchte Elli, das Papier mit den drei Kopien in die Maschine zu spannen. Es gelang ihr jedoch nur nach vielen Mühen. Nach dem ersten Satz gab sie auf, sie erklärte, dass ihre Schreibmaschinenkenntnisse gleich Null wären und sie außerdem seine Schrift nicht lesen könne. Nun wurde ihr Chef reichlich ungeduldig und rief: „Was ist das für eine Sekretärin, Steno kann sie nicht, Maschinenschreiben kann sie nicht, und jetzt hapert es auch noch mit dem Lesen“. Da brach Elli in Tränen aus und erzählte: „Ich bin Flüchtling, Jüdin, lebe mit meiner Mutter und Cousine versteckt, wir müssen doch leben, aber ich weiß nicht von was, deshalb habe ich mich hier bei Ihnen um diese Stelle beworben. Aber nun sehe ich, dass ich dieser Aufgabe nicht gewachsen bin. Besser gehe ich jetzt“. Der Besitzer rief seinen Direktor und gab Anweisung, er solle Elli irgendeine gerade anfallende Aufgabe geben, nur um Gottes Willen solle er dafür sorgen, dass er endlich eine ordentliche Sekretärin bekomme. Zu Elli gewandt meinte er: „Wenn das Leben Sie in solch eine Situation gebracht hat und Sie sich so tapfer verteidigen und kämpfen müssen, wie Sie es jetzt getan haben, dann kann ich nur voller Bewunderung meinen Hut ziehen. Denn auch ich habe eine Tochter in ihrem Alter und möchte sie immer behütet und beschützt wissen“.

Wie immer und überall war Elli auch hier der Liebling aller Kollegen. Nach einigen Monaten wurde die Garage von der deutschen Wehrmacht regelmäßig besucht, denn die Deutschen ließen hier ihre defekten Autos reparieren. Um sich nicht vor den Deutschen zu zeigen, erledigte sie nun ihre Arbeit in den hinteren Räumen. Elli machte den Vorschlag, die Rechnungen auf Deutsch auszustellen, das spare die Übersetzung und die damit verbundene

lange Wartezeit der Bezahlung. Sie besorgte sich ein Wörterbuch und lernte so die einzelnen Autoteile im Nu kennen. Ihr Chef war begeistert, alles klappte und funktionierte bestens. Elli stellte sogar Rechnungen für andere französische Firmen aus, die ihr Vorgesetzter ihr vermittelte, und die ebenfalls mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Elli hatte nun ein regelmäßiges Einkommen und die drei Frauen konnten passabel davon leben.

So ging es bis zum Kriegsende weiter: Die Deutschen kapitulierten und zogen aus Bordeaux ab, nicht, ohne vorher noch wilde Verwüstungen anzurichten. Da Ellis Chef die Autos der deutschen Wehrmacht repariert hatte, sperrte man ihn als Kollaborateur ins Gefängnis. Elli besuchte ihren Chef in der Strafanstalt und erzählte den zuständigen Beamten, dass sie als Jüdin bei dem Gefangenen gearbeitet und er nicht nur sie, sondern ihre ganze Familie gerettet habe. Auf ihre Intervention hin, ließ man ihren ehemaligen Arbeitgeber frei.

Nachdem die Deutschen das Land verlassen hatten, gab es für Elli keine Übersetzungsarbeit mehr. Sie befand sich wieder einmal auf Stellensuche, jedoch ohne Erfolg. In Bordeaux installierte sich die jüdische Hilfsorganisation „Federation Juive de France“. Sie kümmerte sich um Menschen, die sich in Bordeaux und Umgebung während des Krieges versteckt gehalten hatten – oder um jüdische Flüchtlinge, die ständig eintrafen, um nach ihren Verwandten zu suchen. Auch Elli forschte hier nach Familienmitgliedern, aber zunächst noch erfolglos. Da sie nun keine Arbeit und kein Einkommen hatte, sie jedoch alle von etwas leben mussten, beschloss Elli mit einer Freundin nach Marseille zu fahren, um dort vom Schwarzhandel zu profitieren. Sie hatte schon viel davon gehört, und seit die Amerikaner dort angekommen waren, blühte und gedieh der Schwarzmarkt-Handel. Sie legten ihre ganze Barschaft zusammen und wollten Kaffee und Zigaretten schmuggeln, um die Ware später in Bordeaux weiterzuverkaufen. Die beiden Frauen mieteten sich in einem billigen Hotel ein und ließen sich in einem einschlägigen Café im Gangster-Viertel nieder. Hier beobachteten sie das Treiben und warteten auf einen „Händler“; alles schien bestens geplant. Als ein Interessent zu ihnen kam und über ein Geschäft verhandelte, verschwanden die drei Personen zur „Übergabe“ in einen dunklen Hausflur. Dort riss der Mann ihnen die Handtasche weg, rannte in Windeseile davon und verschwand im Gewühl der Menschen spurlos und auf Nimmerwiedersehen. Nicht nur die Tasche mit dem Bargeld war verschwunden, sondern auch alle Ausweispapiere. Nun standen die beiden Frauen ratlos da, das vorher so gut geplante „Geschäft“ war mit einem Schlag, wie eine Seifenblase zerplatzt.

Nachdem sie den ersten Schock überwunden hatten, gingen sie zur Polizei und zeigten den Diebstahl an. Aber hier konnte man ihnen nicht weiterhelfen. Außerdem waren sie in einer illegalen Mission unterwegs gewesen. Man gab ihnen den Rat, bei der jüdischen Hilfsorganisation vorzusprechen. Obwohl es bereits nach achtzehn Uhr war und das Büro geschlossen hatte, fassten sich die beiden Frauen ein Herz und läuteten an der Tür. Aus dem oberen Stockwerk blickte ein Herr aus dem Fenster und fragte nach ihren Wünschen. Elli sah ihn wie versteint an: Es war ihr Onkel, Frederik Thau, der Bruder des verstorbenen Onkels aus Metz, er war hier Leiter der „Federation Juive de France“ in Marseille. Es handelte sich um eine jüdische Hilfsorganisation, die dem „JOINT“ angeschlossen war. Diese Organisation wurde in den 20er Jahren in Amerika gegründet, um in Not geratenen Juden zu helfen und sie finanziell zu unterstützen. Der „JOINT“ hatte bereits vor Beginn des Zweiten Weltkrieges versucht, die in Deutschland lebenden Juden herauszuholen und sie in andere Länder zu bringen. Die meisten Menschen aber glaubten nicht, dass es zu so einem schlimmen Ausmaß, wie dem des Holocaust, kommen würde. Der Onkel bat die beiden Frauen ins Haus und Elli

musste zunächst einmal Schelte einstecken, dass sie sich auf solch eine Art von Geschäft eingelassen hatte. Aber er half ihnen weiter. Vorerst konnten sie bei ihm wohnen und essen, dann erhielt Elli provisorische Ausweisdokumente, mit denen sie zurück nach Bordeaux reisen konnte. Der Onkel, ein Witwer, schlug vor, dass die ganze Familie – oder was von ihr übrig geblieben war – nach Marseille übersiedeln sollte, dann wollte man weitersehen...

In Marseille wird Elli die rechte Hand ihres Onkels bei der jüdischen Organisation und ist sehr glücklich, dass nun endlich die Familienmitglieder beisammen sind. Die Mutter führte den Haushalt und war froh, Regine in ihrer Nähe zu haben, denn um ihr Französisch war es immer noch nicht gut bestellt. Elli war oft unterwegs und hatte viel zu tun, denn seit dem Kriegsende wurde Frankreich zu einem Zufluchtsort für die Juden aus aller Welt. Es musste nach Platz für Flüchtlingslager gesucht und mit den Behörden über Räumlichkeit und Unterbringung verhandelt werden. Das Flüchtlingslager „La Ciotat“ entstand. Ebenfalls war es Ellis Aufgabe, sich um die ehemaligen KZ-Häftlinge zu kümmern, die nach und nach in Frankreich eintrafen. Körperlich und seelisch mussten diese Menschen aufgerichtet und versorgt werden. Und weil die Hoffnung bestand, dass von Marseille aus Schiffe nach Palästina führen, kamen viele Juden in die Hafenstadt, manche im Alleingang über die Schweiz, andere – die Mehrheit – durch jüdische Organisationen. Plötzlich tauchten Menschen auf, die sich in Marokko, Ägypten, Algerien, u.s.w. während der Kriegsjahre versteckt gehalten hatten, alle wollten nun nach „Erez Israel“ gelangen.

In diesem Nachkriegs-Chaos wurden täglich Suchmeldungen im Radio gesendet. Eines Tages forschten KZ-Überlebende in einem Pariser Krankenhaus nach ihren Angehörigen. Elli, die diese Sendung immer verfolgte, schreckte auf als der Name, „Charles Thau“, fiel, der nach seiner Familie fahndete. Elli machte sich eilends auf, um in die Hauptstadt zu gelangen. Im Pariser Hospital, wo hunderte von jämmerlichen Gestalten nebeneinander lagen, die eher aussahen wie Skelette, als menschliche Wesen konnte man sie kaum noch bezeichnen, suchte Elli die Reihen ab. Alle sahen sie uralte, eingefallene, mehr tot als lebendig aus. Aus tiefen dunklen Augenhöhlen schaute Elli unendlich viel Leid und Trauer entgegen und sie suchte verzweifelt nach ihrem Cousin Charles, den sie aber nirgendwo entdeckte. Plötzlich erhob sich ein Knochengestell langsam vom Lager und rief mit schwacher Stimme: „Elli, Elli!“ Da stand er nun, der einstmalige blonde Junge mit dem dicken lockigen Haarschopf und den schönen blauen Augen, kahl geschoren und völlig eingefallen, wie einer, der dem Tod gerade noch von der Schippe gesprungen war. Sie umarmten sich und Elli hatte Angst, sie könne seine fragilen Körper mit den herausstehenden Knochen beim leichtesten Druck zerbrechen. Rasch besorgt sie ihm bei der Organisation Kleidung, bekam für ihn Essen und eine Fahrkarte und nahm ihn mit nach Marseille. Ein Junge von 16 Jahren, der von einem alten Mann nicht zu unterscheiden war.

Zuhause erzählte er von den grausamen Geschehnissen in Auschwitz, wie er und seine Mutter gleich bei der Ankunft in Birkenau getrennt wurden. Sie standen in verschiedenen Warteschlangen, um aussortiert zu werden. „Sag ihnen, dass Du 16 Jahre alt bist“ raunte ihm die Stimme seines Vordermannes zu. Diese Falschaussage rettete Charles das Leben. Als die Mutter in der anderen Schlange an die Reihe kam, schaute sie sich verzweifelt und Hilfe suchend nach ihrem Sohn um. Sie wurde auf die Seite der Todeskandidaten geschoben. Sie rief ihrem Sohn noch zu: „Charles, wo bringen sie mich hin?“ Weiter kam sie nicht, sie erhielt einen kräftigen Schlag auf den Kopf und wurde sofort vergast.

Bis zur Befreiung verbrachte Charles zweieinhalb Jahre im Konzentrationslager in Auschwitz-Birkenau. Trotz schwerer Arbeit, Schlägen und vieler Demütigungen hat er überlebt. Zwei Dinge haben ihn sehr wütend gemacht, die konnte er den Nazis nie verzeihen, erstens, dass man ihm seinen Kopf kahl schor und seine üppige Lockenpracht entfernte, zweitens, den Tag, als er auf sein Mittagessen, eine dünne Suppe, wartete. Er hatte sich ganz hinten in die Reihe gestellt, in der Hoffnung, er könnte seine Ration aus dem unteren Teil des Suppenkessels, wo sich vielleicht einige dicke Stücke Kartoffeln oder Gemüse befanden, erhaschen. Aber als Charles an die Reihe kam, war der Suppentopf leer und er musste auf den nächsten warten, bei dem man ihm von ganz oben eine Wasserbrühe schöpfte. Wenn über Nacht ein Mensch starb, so versuchten die Lagerinsassen seine Leiche ein paar Tage zu verstecken, damit sie die Brotration des Toten noch erhielten.

Charles lebt heute noch in Frankreich, er ist verheiratet und hat zwei Söhne. Seine Manie ist, dass bei keiner Mahlzeit das Brot fehlen darf, auch wenn es nicht gegessen wird, es muss nur griffbereit daliegen, denn die Angst vor dem Verhungern sitzt einfach zu tief. (Vielleicht ist sein Sohn, David, deshalb Bäcker und Konditor geworden und betreibt ein Café in Miami).

Die „Federation Juive de France“ in Marseille, bei der Ellis Onkel Vorsitzender war und sie seine Mitarbeiterin, war unermüdlich im Einsatz. Sie stellten nicht nur Kollektiv-Visa aus, sondern kümmerten sich selbstlos und pflichtbewusst um die vielen Menschen, die körperlich und seelisch am Ende waren. Der Ansturm der Asylanten in der französischen Hafenstadt war kaum zu bewältigen. Aber wohin sollten sich die ehemaligen KZ-Häftlinge wenden? Dort, wo sie einmal beheimatet waren, gab es für sie keinen Aufenthalt, kein Zuhause mehr, sie waren unerwünscht. Man hatte den Menschen alles genommen was ihnen lieb und teuer war, selbst die Würde war manchen abhanden gekommen. Nach einer jahrlangen schlimmen Odyssee wurde ihnen sogar die Heimat verweigert. In den Lagern waren sie nur Nummern gewesen, nun gehörten sie zu den so genannten „dp's“ „displaced persons“. Diese einsamen, innerlich zutiefst zerrissenen und zerbrochenen und vom Schicksal gezeichneten Menschen hatten nur noch einen Wunsch und eine Hoffnung, Europa so schnell wie möglich hinter sich zu lassen und nach Palästina zu gelangen. Aber die Engländer sperrten ihnen mit ihrer Flotte den Seeweg ins gelobte Land. Es waren zum Teil kleine, kümmerliche Schiffe, die mit Flüchtlingen bis an die Grenze der Tragfähigkeit voll gestopft waren, die fast alle von den Engländern an der Weiterfahrt gehindert wurden. Die ganze Welt empörte sich über das Verhalten der Briten, denn die bereits vom Schicksal geschlagenen Menschen landeten – nach Tagen der qualvollen Enge auf den Schiffen – auf der Insel Zypern und wurden dort wieder in einem Lager mit Stacheldraht und Wachposten untergebracht.

Eines Tages weigerten sich die Menschen, die im Hafen von Toulon auf den umgebauten Frachtschiffen auf ihre Abfahrt warteten – und von den Engländern daran gehindert wurden – von Bord zu gehen. Es entstand eine ähnliche Situation wie auf der „EXODUS“ oder der „GELOBTES LAND“ vor Zypern. Die Menschen an Bord verschanzten sich und gaben selbst nach einer Woche nicht auf. Um diese Kranken, Alten, Kinder, KZ-Geschädigten und Schwachen zu versorgen, war wieder der Einsatz der Organisation gefordert, an der Elli selbstverständlich in erster Linie mit beteiligt war. Ärzte und Hilfspersonal kümmerten sich um die armen Geschöpfe und versorgen sie mit dem Notwendigsten. Trotzdem konnte nicht verhindert werden, dass einige schwer kranke, erschöpfte und geschwächte Menschen, auf dem Schiff starben.

In der Zwischenzeit bemühten sich die Juden, einen eigenen autonomen Staat zu gründen. Sie wollten nicht länger unter der Herrschaft und dem Joch der Engländer stehen, die sie nicht vor angreifenden Nachbarn schützten. Nur 15.000 Personen im Jahr gewährten sie Einlass nach Palästina. Sie erlaubten nur sehr alten Menschen und Kindern die Einreise. Einwanderer im wehrfähigen Alter wurden ganz bewusst nicht aufgenommen. Bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts versuchten die Anhänger des Zionismus die Wiedererrichtung eines jüdischen Staates in Palästina zu erreichen. Dies gelang erst am 14. Mai 1948, als der Staat Israel gegründet wurde. Im Herbst 1947 wurde dieses jüdische Anliegen vor die Vollversammlung der UNO gebracht. Für die Annahme des Beschlusses einer Teilung Palästinas war eine Zweidrittelmehrheit erforderlich. Am Freitag, den 29. November 1947, wurde in einer Vollversammlung der UNO über die Teilung Palästinas abgestimmt. Die Mitglieder des „JISCHUW“, eine zionistische Weltorganisation, deren Mitglieder mit einer zwölfköpfigen Delegation vertreten waren, gaben sich keiner Illusion hin, da sie sich bereits seit Jahren um einen eigenen Staat bemüht hatten. Zur Überraschung aller Beteiligten, kam die Zweidrittelmehrheit zustande. Die Engländer zogen im Frühjahr 1948 ab. Am 14. Mai 1948 war es endlich soweit, die Errichtung eines jüdischen Staates war erreicht und die Unabhängigkeit wurde ausgerufen. Die Menschen jubelten und freuten sich – und das nicht nur im neuen Staate Israel, sondern auf der ganzen Welt. Überall wo Juden lebten, wurde dieser Triumph gefeiert. Nach Zweitausend Jahren war die Wiedergeburt Israels zur Wirklichkeit geworden.

Auch in Frankreich wurde dieser Tag feierlich begangen. Die im Hafen liegenden Schiffe erhielten unverzüglich ihre neue Blau-Weiße Flagge mit dem Davidstern und konnten von nun an unbehelligt nach Israel gelangen. Frederik Thau wurde der erste israelische Konsul in Marseille. Elli blieb weiterhin seine rechte Hand – und enge Vertraute. Für Elli fiel ab jetzt noch eine ganz andere Art von Arbeit an. Zwar kümmerte sie sich nach wie vor um den nicht abreißen wollenden Strom von Flüchtlingen, aber sie bewegte sich von nun an in diplomatischen Kreisen. Nun musste sie von Berufs wegen schöne Kleider tragen, und es fiel ihr ganz und gar nicht schwer, sich hübsch und gefällig zurecht zu machen. Durch ihre Ausstrahlung, ihre Bildung und ihre Schönheit hatte sie viele Freunde und Verehrer. Sie vergaß auch nicht, dass sie vor kurzer Zeit noch alte abgetragene Kleidungsstücke drehen und wenden musste, um ein neues Teil daraus entstehen zu lassen. Auch die erlittene Hungersnot ist ihr immer im Gedächtnis geblieben.

Die in Nordamerika ansässige Organisation „JOINT“ sorgte in jenen Jahren für Geldspenden, damit mehr Schiffe gekauft werden konnten. Bald kamen auch Flugzeuge dazu. Die alten Frachter wurden so umgerüstet, dass möglichst viele Menschen darin Platz finden konnten. Gleichzeitig sollten im Schiffsbauch Waffen versteckt werden, auf die die Juden im neu gegründeten Staat Israel dringend angewiesen waren, um sich im Notfall gegen ihre Nachbarn verteidigen zu können. Nach langen, vertraulichen Verhandlungen wurden Lieferverträge abgeschlossen. Eines Tages kam eine Abordnung aus Israel nach Frankreich, um mit Frederik Thau über einen geheimen Waffentransport zu verhandeln. Auch Elli wurde bei diesem Gespräch ausgeschlossen, sie erfuhr aber kurze Zeit später, dass in eigens angefertigten Schiffs-Verstecken die Waffen mit den Passagieren an Bord nach Israel gelangen sollten. Der französische Zoll, der alle auslaufenden Schiffe inspizierte, sollte dabei umgangen werden. Sie boten sich mit einer Vertrauensperson der Zollbehörde, weigten diese in das Geheimnis ein. Diese Person sollte nun über die Eigenarten und Schwächen des zuständigen Zollpräfecten ein wenig ausplaudern. Er riet ihnen: „Der Präfect ist ein leidenschaftlicher

Feinschmecker, bei ihm kann man viel mit einem guten Essen und einem edlen Tropfen erreichen. Macht eine Reservierung in dem erstklassigen Restaurant in der Corniche, es liegt direkt über dem Meer, also schön, ruhig und romantisch. Ladet ihn zum Mittagessen ein, lasst eine gewisse Zeit verstreichen, und in einem passenden Moment nehmt ihr die Schiffspapiere, erklärt, dass das Schiff mit den vielen Menschen an Bord bald auslaufen müsse“.

Der Präfekt wurde mit seiner Frau eingeladen, und einige andere hohe Persönlichkeiten der Behörde ebenfalls. Der Konsul und seine enge Mitarbeiterin – in Gestalt von Elli – empfangen ihre erlauchten Gäste im Restaurant in der Corniche. Beim Aperitif plauderten sie über die politische Situation des Landes. Zur delikaten Vorspeise wurde ein erlesener Weißwein gereicht, inzwischen war eine interessante Unterhaltung im Gange. Zum vorzüglichen Fleisch wurde ein exquisiter Rotwein kredenzt – und alle waren in bester Stimmung und genossen das Beisammensein. Beim Dessert spielte der Onkel die Rolle des vergesslichen und zerstreuten Professors, er schlug sich an den Kopf, unterbrach für einige Momente die Unterhaltung und erklärte dem Zollinspektor, er habe ganz vergessen, dass eines der Schiffe zum Auslaufen bereit stehe, er aber noch dazu seine Unterschrift benötige. Der Präfekt, durch das exzellente Menü gönnerhaft gestimmt, nahm das Papier, unterschrieb, und der Gedankenaustausch konnte bei Champagner fortgesetzt werden. Frederik Thau nahm das wertvolle Dokument an sich, steckte es ein und lehnte sich entspannt und erleichtert zurück. Nach diesem Mittagessen hatte er nichts Eiligeres zu tun als das unterschriebene Schriftstück dem Kapitän des startklaren Schiffes auszuhändigen.

Bis zum Kriegsende hatte Elli bereits einiges an Höhen und Tiefen durchlebt. Ihre Kindheit und frühe Jugend – die Geborgenheit – in Wien, die ungewollte Heirat mit einem ungeliebten Mann in Metz, die Flucht vor den deutschen Soldaten. Hunger, Durst, Kälte waren streckenweise ihre Begleiter. Die lange Suche nach der Mutter und die ständige Hoffnung sich mit der Familie vereinen zu können. Nach so vielen Jahren der Angst und schmerzlichen Entbehrungen war Elli nun sehr glücklich; sie hatte ihren Angehörigen das Leben retten können – und sie hatte eine verantwortungsvolle Aufgabe bei ihrem Onkel gefunden. Hier in Frankreich lernte sie ihren späteren Ehemann, Mosche Yatzkan, kennen.

Jemand fragte Elli eines Tages, ob sie nicht eine „Wiedergutmachung“ verlangen oder beantragen wolle? Eine „Wiedergutmachung“ wäre zu schön gewesen, denn dann hätte sie ihre Jugend, ihre Unbeschwertheit und ihre Fröhlichkeit zurückerhalten und auskosten können. Aber mit dem Krieg waren ihr in kurzer Zeit alle Illusionen und Ideale abhanden gekommen. Das Schicksal hatte ihr kein Anrecht auf eine sorglose, lebensbejahende und unkomplizierte Jugend beschienen und sie hatte nicht das Privileg ihre Schönheit und ihre Begabungen natürlich und frei zu entfalten. Sie hatte das schwere Los als zartes, weibliches Wesen ihren Mann stehen zu müssen.

Nachwort:

Frau Elisabeth Thau-Koch hat in diesem Bericht darauf hingewiesen, dass nicht alle Nazis unbarmherzige, rohe gefühllose Bestien waren. Sie hat nur überlebt weil sie an deutsche Soldaten geriet, die keine Unmenschen und nicht zu dienstbeflissen waren. Vielleicht hat ihre naiv-charmante Art und ihre jugendliche Frische dazu beigetragen, die Soldaten human, sozial und mitleidig zu stimmen. Allerdings darf man nicht vergessen, dass gerade die führenden Nazigrößen in den Konzentrationslagern eine ganz spezielle und brutale Ausbildung erhielten, denn sie hießen nicht umsonst „Totenkopfverbände“.

So turbulent wie zu Ellis Geburt, ging es in ihrer Jugend zu, danach wurde es glücklicherweise etwas ruhiger. Sie heiratete 1954 Mosche Yatzkan aus Israel, den sie im Marseiller Konsulat kennen lernte. Die Eheleute zogen nach Santo Domingo – in die Dominikanischen Republik – wo Ellis Mutter bereits seit einigen Jahren bei ihren Söhnen lebte. Elli bekam einen Sohn, den sie über alles liebte und vergötterte, er wurde 1958 in Santo Domingo geboren. Mittlerweile hat sie einen Enkelsohn namens Mosche und eine Enkeltochter, die sie beide sehr verwöhnt hat. Ihre geliebte Mutter, mit der sie auch die letzten Jahre in Santo Domingo zusammen lebte, starb am 8. August 1962. Im Jahre 1971 starb Mosche Yatzkan, beide liegen auf dem jüdischen Friedhof in Santo Domingo begraben.

Elisabeth Koch, Thau, Yatzkan lebt heute, im Jahre 1996, in Sosua in der Dominikanischen Republik.

Frau Thau starb im Juni 2004 in Miami, im Kreise ihrer Familie.

Copyright: Ingrid Decker


**ZUFLUCHTSORT SOSUA
IN DER
DOMINIKANISCHEN REPUBLIK**



Welcher, der vielen Inselbesucher weiß schon von der Entstehung des kleinen, zum Städtchen gewachsenen Ortes Sosua? Wer von den Billigfliegern, die in Puerto Plata ankommen und dann an Sosuas herrlichen Baum bestandenen Stränden liegen, ahnen, dass ausgerechnet diese Gegend einst von europäischen Juden zu dem gemacht wurde, was es heute ist? Es ist ein blühender üppiger Garten, der sich leider seit Anfang der 90er Jahre durch einen Massen- und Billig-Tourismus in negative Schlagzeilen geraten ist.

Wer nimmt die, im früheren Zentrum stehende Synagoge wahr, an der täglich unzählige Urlauber vorbeiströmen? Sie werden auch nicht wissen, dass dieser Ort im Jahre 1940 – 41 von den aus Europa stammenden und geflohenen Juden urbar gemacht wurde und in mühsamer Pionierarbeit entstanden ist.

Der damalige Präsident der Karibikinsel, Hispaniola, die sich mit Haiti das Eiland teilt (sie ist insgesamt 76.900 qkm² groß), der als Diktator und Unmensch bekannt war, rettete – mehr aus Eigennützigkeit – vielen Juden das Leben. Er stellte den Verfolgten und Heimatvertriebenen einen Teil seines Privatgeländes zur Verfügung. Nicht viele Länder folgten seinem Beispiel. Einige wenige südamerikanische Staaten erbarmten sich ebenfalls der Asylanten. Im Jahre 1938, als kaum ein Land jüdische Flüchtlinge aufnehmen wollte, erklärte sich Präsident Trujillo bereit, 100.000 Menschen eine neue Heimat zu geben. Es wurden angeblich 5.000 Visa ausgestellt. Trotzdem geschah im Juni 1939 nichts, als das aus Hamburg ausgelaufene Schiff, die „St. Louis“, mit 900 jüdischen Exilanten an Bord vergeblich im karibischen Meer einen Hafen anzusteuern versuchte.

Obwohl viele Menschen ein gültiges Visum für Kuba hatten, weigerte sich der kubanische Präsident das Schiff mit den um Hilfe suchenden Menschen in den Hafen von Havanna einlaufen zu lassen, geschweige die Menschen an Land zu nehmen. Der Kapitän des Schiffes versuchte andere Häfen anzulaufen, aber alle Staaten weigerten sich. Die „St. Louis“ befand sich fünf Wochen lang auf einer Irrfahrt in der Karibik. Es waren Wochen der Angst und Hoffnungslosigkeit für die Flüchtlinge. Viele verzweifelte Menschen, die keine Überlebenskraft mehr besaßen, des Bettelns und Ersuchens einer Zufluchtsstätte müde waren, stürzten sich von der Reling ins Meer. Sie bereiteten ihrem Leben, das anscheinend von aller Welt unerwünscht war, lieber ein Ende, als nach Europa zurück zukehren. Im Juni 1939 harrierten fast eintausend ausgewiesener Juden wochenlang auf dem Schiff, „St. Louis“ aus. Nahrungsmittel wurden für die Passagiere mit der Zeit immer knapper. Bevor der Dampfer sein Ursprungshafen, Hamburg, wieder ansteuerte, nahmen die Niederlande, England und Frankreich die meisten Flüchtlinge auf. Einige von ihnen, wie der aus Rheydt stammende Josef Joseph, landeten nach dieser Odyssee mit Frau und Tochter in Amerika. Etliche Passagiere, die vor den Deutschen auf der Flucht waren, in Holland, Frankreich und England untergekommen waren, landeten schließlich doch noch in irgendeinem Konzentrationslager.

Der Präsident der Dominikanischen Republik, Rafael Trujillo, schien zu diesem Zeitpunkt ebenfalls nicht geneigt, sich der in der im Karibischen Meer umherirrenden „Bootsflüchtlinge“ anzunehmen.

Als die europäischen Juden kurze Zeit später endlich ein Visum für den Inselstaat, Dominikanische Republik, erhielten, weigerte sich Spanien, die Grenzen für die Durchreisenden, die nach Portugal zu ihren Schiffen wollten, zu öffnen. Monate verbrachten die Heimatlosen in Lagern nahe der spanischen Grenze, bis sie schließlich eine Genehmigung zur Weiterreise erlangten. Walter Benjamin, der sich ebenfalls in einem kleinen französischen-spanischen Grenzort aufhielt, war des Wartens und Ansuchens müde und nahm sich dort in

seinem Hotelzimmer das Leben.

Es war kein mildtätiger Akt der Nächstenliebe als Trujillo die Flüchtlinge auf seine Insel holte. Es galt wohl eher der Aufbesserung seines schlechten Images. Denn zuvor hatte Trujillo durch das Militär haitianische Wanderarbeiter und ihre Familien umbringen lassen, die auf den Dominikanischen Zuckerrohrfeldern arbeiteten. Es kam nie genau an die Öffentlichkeit, wie viele unschuldige Menschen ihr Leben lassen mussten. Die Zahl der Toten wird auf 20 – 30 tausend geschätzt. Trujillo hatte eine regelrechte Abneigung gegen dunkelhäutige Menschen, für ihn waren sie eine „einfältige, dumpfe und tief stehende Rasse“. Um selbst aristokratischer (oder gar arischer) auszusehen, puderte sich Trujillo sein Gesicht weiß.

Hilde Domin, die von 1940 bis 1953 in der Hauptstadt Santo Domingo (damals hieß sie Ciudad Trujillo) lebte, schrieb in ihren Aufzeichnungen „Gesammelte Autobiographische Schriften“: „Man konnte dem Diktator nicht dankbar sein, man konnte ihm nicht nicht dankbar sein, er war ein Furcht erregender Lebensretter“. „Viele hat er umgebracht, in großen Haitianerschlachten aber auch laufend. Viele Flüchtlinge verdanken ihm das Leben. Er nahm sie auf, um sein Land aufzuweisen, ohne Ansehen ihres politischen Glaubens oder der Religion und „Rasse“, (nur Schwarz durften die Menschen nicht sein) die spanischen Republikaner und Kommunisten, die so genannten „Zentroeuropäer“, Verfolgte Hitlers aus Deutschland, Österreich und den reihum besetzten Ländern. Er ließ sie aussteigen. Und das war damals viel. Er verlangte keine hohen Geldsummen wie andere Länder, er sortierte nicht nur die Fachleute mit anwendbarem Wissen für sich aus, Elektroingenieure, Brückenbauer, Ärzte etc. Er nahm Intellektuelle wie Handwerker und Bauern, er beschäftigte sie, und er überwachte sie.“ (aus dem Buch: „Fast ein Lebenslauf“ Fischer-Verlag).

Hilde und Erwin Walter Palm sind nicht über die Organisation JOINT, wie die landwirtschaftliche Kolonie in Sosua, ins Land gekommen. Erwin Walter Palm lehrte als einziger Deutscher an der Universität von Santo Domingo spanisch-amerikanische Kulturgeschichte. Von dort aus wurde er auf dem ganzen amerikanischen Kontinent und dann auch in Europa bekannt. Erwin Walter Palm verfasste in Santo Domingo ebenfalls ein Buch, das sich mit den Aufzeichnungen von „Baudenkmälern der Insel Hispanola“ befasste.

Trujillo, der sein Land 31 Jahre lang in eine Diktatur gestürzt hatte, ließ während seiner Regierungszeit Universitäten, Kunstakademien, Orchester und Diplomatenhochschulen aufbauen und all dies mit der Elite von Exil-Spaniern, die vor dem Franco-Regime auf der Flucht waren und auf der Karibik-Insel keine Sprachprobleme hatten.

Hilde Palm, geborene Löwenstein, nannte sich später, nachdem sie ihre lieb gewonnene neue Heimat – die Dominikanische Republik – verlassen hatte nach ihrem langjährigen Aufenthaltsort, Domin. Sie hatte auf der Insel teilweise als Sprachlehrerin gearbeitet, hier begann sie mit der Schriftstellerei, schrieb ihr erstes Gedicht und half ihrem Mann bei der Erstellung seines Buches über die Baudenkmäler des Eilands. Die vielfache Literaturpreisträgerin hielt fast bis zum Ende ihrer Tage bundesweit Lesungen, denn Schreiben und Lesen war ihr Lebenselixier. Hilde Domin starb am 22. Februar 2006 im hohen Alter von 96 Jahren.

Die 632 jüdischen Exilanten (manche Belege sprechen von 645 Personen), die durch den JOINT ins Land gekommen waren, hatten nicht nur den Vorzug weißer Hautfarbe zu sein, sie konnten außerdem das Brachland des Präsidenten, im Nordwesten der Insel, bebauen und es zu einem ertragreichen und blühenden Garten Eden gestalten.

Fast alle Neuankömmlinge, die 1940 auf die Insel kamen, waren Deutsche oder Österreicher. Obwohl die meisten von ihnen Akademiker waren, konnten sie mit Hilfe des „Agro-JOINT“ mit der Zeit eine erfolgreiche Co-operative gründen, die heute noch für ihre Milch- und Fleischprodukte im ganzen Land berühmt ist.

Für die Arbeit auf der Tropeninsel hatten die Behörden nur junge, rüstige und resistente Leute angefordert, die kräftig zupacken konnten. Die aus ihrem Land vertriebenen Menschen kamen in kein Ferienparadies; sie mussten hart um ihre Existenz in der neuen Heimat kämpfen. Das unwegsame Gelände musste erst einmal gerodet werden. Mit diesem Holz bauten sie einfache, zweckmäßige Holzhäuser, die dem Klima angepasst waren. Sie kümmerten sich um die Feldarbeit, denn von irgendetwas mussten sie leben. Da die meisten Emigranten keine Ahnung von Ackerbau und Viehzucht hatten, auch keine Architekten unter ihnen waren, half ihnen die jüdische Organisation „JOINT“, die in New York ansässig war, mit Fachkräften aus Israel aus, die beim Aufbau des Dorfes behilflich waren. Im Laufe der Zeit entstanden zehn Gemeinschaftsbaracken aus Holz und auch die Synagoge. Die jüdischen Exilanten von Sosua lebten in diesen einfachen Holzhäusern, die mit je dreißig Betten bestückt - und durch dünne Trennwände oder Vorhänge abgeteilt wurden. In Pionierarbeit wurde ein Brunnen gebaut, der vom nahe gelegenen Flüschen Sosua gespeist wurde.

Der Agrarspezialist, David Stern, nach dem in Sosua auch eine Strasse benannt ist, wurde eigens aus Palästina zu Rate gezogen. Er riet den Neuanfängern zur Milchwirtschaft, da viel gutes Weideland zur Verfügung stand. Zu diesem Zweck wurden Milchkühe aus Miami importiert und bereits nach kurzer Zeit florierte das Geschäft mit Molkereiprodukten. Die Milchwerke sind bis heute fest in jüdischer Hand und ihre Produkte werden auf der gesamten Insel gern gekauft und sind beliebte Güter.

Die neuen Agronomen hatten ebenfalls Erfolg mit der Hühnerzucht. Sie konzentrierten sich zusätzlich auf den Anbau von Bananen, Tabak und Zuckerrohr. Gleich in den Anfängen entstand in Sosua auch ein Krankenhaus, denn die europäischen Neuankömmlinge, die das feucht-heiße Klima nicht gewohnt waren, waren anfällig für tropische Krankheiten. Bei der Feldarbeit lauerten ständig Gefahren durch giftige Tiere, eine Malaria konnte für sie tödlich sein. An guten Ärzten mangelte es ihnen in ihrem Dorf nicht, es waren Berühmtheiten, gar Kapazitäten unter ihnen.

Als nach einiger Zeit ein Kindergarten und später noch eine Schule errichtet wurden, machten sie das kleine, neu entstandene und nun blühende Dorf erst richtig komplett. Die finanzielle Unterstützung bei der Entstehung der neuen jüdischen Siedlung übernahm wiederum die Organisation des „JOINT“ und sobald ihre Mühe und Arbeit Kapital abwarf, zahlten die Siedler ihre Schulden mit einem geringen Zinssatz zurück. Mit diesem Geld konnten wieder andere Juden aus Europa gerettet werden.

Nach und nach florierten die verschiedensten Geschäfte, auch der Friseur hatte alle Hände voll zu tun und langsam konnten sich die Emigranten auf Freizeitbeschäftigung besinnen. Es wurden Sport- und Fußballclubs gegründet, die gegen einheimische Vereine wie Santiago, Puerto Plata oder Bonao zum Match antraten. Zur Entspannung und Zerstreuung der Inselbewohner der näheren Umgebung hatte man ein Kino eingerichtet. Zum Schutz der Augen trug man damals schon die modern anmutenden 3-D-Brillen, die allerdings nur aus Papier gefertigt waren. Zur kulturellen Erbauung gab eine junge jüdische Pianistin an den Wochenenden Konzerte. Sie war es, die später den Nachwuchs unterrichtete. Das jüdische Dorf war wie eine Insel auf der Insel.

Nachdem 1945 der Krieg in Europa beendet und Israel 1948 ein unabhängiger Staat geworden war, hielten es viele auf der tropischen Insel mit dem drückend schwülen Klima nicht mehr aus. Manche fühlten sich eingeengt und andere suchten nach neuen Herausforderungen. Speziell die Ärzte suchten nach einem größeren Betätigungsfeld oder einem professionelleren Wirkungskreis. Viele von ihnen wanderten nach Kriegsende nach Israel oder in die Vereinigten Staaten ab. Einige zog es sogar nach Deutschland zurück. Neueingewanderte, die mit dem Landleben nichts anfangen konnten, verstreuten sich auf der Insel in die größeren Städte wie Santo Domingo, Santiago oder Puerto Plata. Und so verließen bereits nach wenigen Jahren viele Menschen ihre neu gewonnene Heimat, in der sie nicht heimisch wurden.

Heute (1995) wohnen kaum noch 25 jüdische Familien in dem kleinen, zum Städtchen gewachsenen Ort, Sosua. Die jungen Juden sind fast ausnahmslos mit einheimischen Partnern verheiratet. Manchmal ist es schwierig rechtzeitig mit der Zeremonie in der Synagoge zu beginnen, da immer mindestens zehn Männer zur feierlichen Handlung zugegen sein müssen. Nur wenige der sonnenhungrigen Touristen scheinen sich dafür zu interessieren, dass die Insel außer Palmen, Meer und Strand noch vieles mehr zu bieten hat. Es ist eine sehr reiche Insel, die nicht nur Feld- und Südfrüchte sprießen lässt, sondern auch tropische Früchte wie Mango, Papaya, Ananas und Obstsorten, die wir in unseren Breiten gar nicht kennen. In großen Plantagen wird Kaffee, Reis, Tabak, Bananen und Kakao angebaut. Die Dominikanische Republik lebt in der Hauptsache vom Export des Zuckers. Die dominikanischen Zigarren stehen den Kubanischen in der Qualität keinesfalls nach, auch sie sind ein einträglicher Exportartikel. Der hier hergestellte Rum ist ein beliebtes Touristen-Mitbringsel, auch er ist weltweit berühmt und anerkannt. Auf der Insel wachsen spezielle harte Holzsorten, (wie Caoba) die besonders zum Möbelbau geeignet sind. Bodenschätze wie Bakkalit, Nickel, Gold, Bernstein oder Erdöl wird aus der Tiefe der Erde geborgen.

Das Constanza-Tal ist berühmt für sein kühles europäisches Klima. Erdbeeren, Champignons, Trauben, Äpfel, Birnen und viele Sorten an Kohl und Gemüse wachsen und gedeihen hier besonders gut. Auch blüht hier eine ganz besondere Art von Blumen, die sonst auf der ganzen Insel nicht vorkommen.

Das Zentrale-Bergland mit seinen üppigen Wäldern, romantischen Flusswindungen, malerischen Wasserfällen, dem Regenwald und Nationalpark lässt den Besucher ins Schwärmen geraten. Die höchste Erhebung der Insel ist der „Pico Duarte“, mit seinen 3.075m ist er nicht nur der höchste Gipfel des historischen Eilands, sondern der gesamten Karibik.

Leider haben die verschiedenen Regierungen immer nur mit den mächtigsten Staaten Handel getrieben und das Land durch Ausbeutung, Korruption und dunkle Geschäfte ausbluten lassen. Die Mehrzahl der Einheimischen leben nach wie vor unter dem Existenzminimum. Ihnen kommt einzig und allein das milde Klima zugute und die noch üppig und wild wachsenden Früchte. Auch das Kapital des Touristenbooms geht an den Inselbewohnern vorbei, für einen Mindestlohn müssen sie sehr hart arbeiten. Hier machen ausländischen Hotelbesitzer Kasse. Die Dominikanos sind als faul verschrien, denn anstatt harte Feldarbeit zu leisten, ziehen sie es vor, mit knatternden Mopeds, (die nicht nur lärmen sondern auch die Luft verpestern) Urlauber und Einheimische für ein paar Pesos einige Straßenecken weiter zu befördern. Aber kann man es ihnen verdenken...?

Wenn der Feriengast denkt, dass die jungen Einheimischen, die sich am Strand darum reißen,

die Strandliegen – gegen ein kleines Entgelt – an den Urlauber zu bringen, das Geld behalten können, so hat er sich geirrt. Abends wird von europäischen Nichtsnutzen, (es gibt viele Steuerflüchtige, Bankrotteure und solche, die ihre Familien im Stich gelassen haben auf der Insel) die für sich eine Marktlücke entdeckt haben, abkassiert. (Im Laufe von zehn Jahren – 1995 bis 2005 – haben sich Heerscharen von Straftätern, die der deutschen Justiz entflohen sind, auf der Karibik-Insel niedergelassen).

Der Bevölkerung wird nicht nur das Geschäft weggenommen, denn die über 300 Imbiss-Buden, (oder mehr) die am Strand stehen, sind fest in Händen von Deutschen, Schweizern oder Holländern. Hier können sich europäische Touristen bei hohen Celsiusgraden mit Bier und Schnaps "erfrischen". Die Inselbewohner werden nicht nur ihrer Arbeit und ihres Lebensraumes beraubt, sondern ihnen wird auch die Würde genommen. Pataya und Ballermann 6 in der Karibik lassen grüßen. Ungeniert sieht man blutjunge, Schokoladenbraune Dominikanas mit ihren rotgesichtigen, sonnenbrandgeplagten und über und über tätowierten Freiern, die den Super-Macho mimen, umherflanieren. Sie alle scheinen sich über Aidsprobleme keine Sorgen zu machen. Das ausschweifende Nachtleben und die Prostitution haben durch den Billigtourismus nicht nur den Ruf des Örtchens Sosua geschädigt, sondern haben ihn durch Lärm und Freizügigkeit unlebbar gemacht. Der einstige kanadische Familientourismus, der sich über viele Jahre in Sosua etabliert hatte, um den heimischen Winter zu überbrücken - ist zusammengebrochen. Sie haben sich andere Urlaubsziele gesucht. Die ausländischen Hotelketten machen die kleinen lokalen Hotels, Gästehäuser und Pensionen mit ihren Billigpreisen kaputt, sie können mit den Super-Spar-Preis-Angeboten nicht mithalten.

Auf meine Frage an die Bewohner Sosuas, wie sich das kleine Städtchen in den letzten Jahren entwickelt hat, gab es immer nur eine Antwort: „mucha puta“ ...was „zuviel Prostitution“ bedeutet.

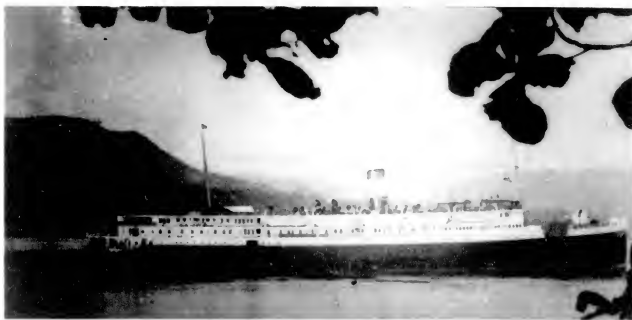
Ob die wenigen jüdischen Familien heute darüber glücklich sind, dass sie ausgerechnet ihren Grund und Boden an Deutsche verkauft haben, wage ich zu bezweifeln. Da beschleicht mich schon eher die Angst, dass bald wieder NS-Zeichen und Hakenkreuze an Hauswände geschmiert werden – ohne dabei noch an Schlimmeres zu denken....

Copyright: Ingrid Decker





Emigrantenschiffe – Abfahrt in Lissabon



Ankunft in Puerto Plata – Dominikanische Republik

Fotos: Ingrid Decker aus dem jüdischen Museum in Sosua



Rodung der wild wachsenden Natur für den Agraranbau
Links im Bild Ellis Bruder Felix



Erste Ernte



Bescheidene Unterkünfte



Brunnenbau in Sosua



Die erste Hochzeit in Sosua



Nachwuchs in neu gegründeten Dorf



Zerstreuung nach der Arbeit



Normaler Arbeitsalltag





Die ehemaligen Unterkünfte der jüdischen Exilanten dienen heute als Geschäftsräume



Elli Thau 1995 in ihrem Büro

Don Mario und Ingrid Decker in Sosua



Dominican Republic
And
Dominican Republic
Settlement Association, Inc.
Agreement
Dated January 30, 1940

Article 1
Rights of Settlers

The Republic, in conformity
with its constitution and
laws, hereby guarantees to
the settlers and their
descendants full opportuni-
ty to continue their lives
and
occupations free from
molestation, discrimination
or persecution, with full
freedom of religion and
religious ceremonies,
with equality of
opportunities and of
civil, legal and economic
rights, as well as all other
rights pertaining to settlers.

Schriftliche Rechtsgrundlage
für die Neusiedler in Sosua

Synagoge in Sosua





Elli's Hotel in der Calle Roosen



Strandbuden fest in der Hand von Deutschen



Elli's Nachbarschaft



Rafael Leonidas Trujillo Molina

Presidente de la República Dominicana

En virtud de las atribuciones que me confiere el artículo 49 de la
Constitución del Estado, he resuelto nombrar a

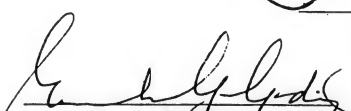
HANS NEUMANN

Auxiliar Técnico del Laboratorio Nacional.

efectivo el día de toma de posesión.

Este nombramiento, para los fines legales, será registrado en la
Secretaría de Estado de la Presidencia, en la de Sanidad y Asisten-
cia Pública - - - - - en la Tesorería y en la Auditoría
y Contraloría General.

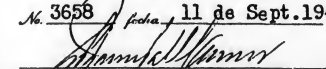
Dado en Ciudad Trujillo, Capital de la República, a los
9 - - días del mes de septiembre de 1944.


Secretario de Estado de Sanidad
y Asistencia Pública.


Secretario de Estado de la Presidencia

Registrado:

No. 3658 fecha 11 de Sept. 1944. No. 47295 fecha 9 de Sept., 1944.


Oficial Mayor de la Secretaría de
E. de Sanidad y Asistencia Pública.


Ayudante del Secretario de Estado



Rafael L. Trujillo wird am 16. August 1930 in sein Amt eingeführt



Rafael L. Trujillo mit P. Alvarez und Manuel de Moya Alonzo im Jahre 1953

ELLI 1996 IN MIAMI



**NACH DEM INTERVIEW
DURCH DIE „SHOAH-STIFTUNG“**



Elli mit Herrn Neumann
nach dem Interview

Elli und Ingrid Decker



PRODUCTION NOTES • APRIL 15, 1998

INTERVIEWS BY COUNTRY

ARGENTINA	706	MEXICO	94
AUSTRALIA	2,396	MOLDOVA	236
AUSTRIA	137	NETHERLANDS	1,051
BELARUS	184	NEW ZEALAND	53
BELGIUM	121	NORWAY	18
BOSNIA	33	POLAND	1,047
BRAZIL	567	ROMANIA	2
BULGARIA	227	RUSSIA	606
CANADA	2,590	SLOVAK REPUBLIC	649
CHILE	65	SLOVENIA	3
COLOMBIA	14	SOUTH AFRICA	248
COSTA RICA	23	SPAIN	1
CROATIA	314	SWEDEN	341
CZECH REPUBLIC	543	SWITZERLAND	58
DENMARK	69	UNITED STATES	17,350
DOMINICAN REPUBLIC	1	UKRAINE	2,095
EQUADOR	9	UNITED KINGDOM	674
ESTONIA	9	URUGUAY	120
FINLAND	1	UZBEKISTAN	25
FRANCE	1,676	VENEZUELA	227
GERMANY	595	REP. OF YUGOSLAVIA	48
GREECE	142	ZIMBABWE	6
IRELAND	3		
ISRAEL	6,593	TOTAL	
ITALY	97	INTERVIEWS	42,274
JAPAN	1		
KAZAKHSTAN	3	INTERVIEWERS	2,150
LATVIA	70		
LITHUANIA	133	VIDEOGRAPHERS	720
		VOLUNTEERS	3,913

Liste der weltweit aufgeführten Interviews durch die Shoah-Stiftung vom April 1998

ELLI'S 80. GEBURTSTAG



18.11.1998 IN MIAMI



Elli an ihrem 80. Geburtstag in Miami mit ihrem Sohn, Enkel, ihrem Bruder und Don Mario

Ellis 80. Geburtstag, am 18.11.1998, richteten ihre Freunde für sie in Miami aus. Ihr jüngerer Bruder Fritz kam mit seiner Frau Tamar eigens aus Israel angereist. Ihr älterer Bruder aus Susua konnte aus Altersgründen die Flugreise nicht mehr antreten. Der Sohn ihres Cousins aus Frankreich, der in Miami vor kurzem ein Café eröffnet hatte, nahm die Einladung mit seiner Lebensgefährtin dankend an und stiftete die Geburtstagstorte. Ansonsten fanden sich noch einige von Ellis alten Freunden ein und wir alle bildeten eine stattliche Gesellschaft.

Seit September 1996, als Ellis Lebensgeschichte in einem Spielberg-Video der Holocaust Überlebenden gedreht wurde, hatte ich sie nicht mehr gesehen. Als ich in der Hotelhalle auf sie wartete, entdeckte ich sie, wie sie mühevoll vor dem Hoteleingang aus einem Taxi stieg. Sie hatte sich für ihren Ehrentag neue Kleider gekauft. Mit 80 Jahren hatte sich Ellis Eitelkeit nicht gelegt. Langsamen und vorsichtigen Schrittes näherte sie sich und begrüßte mich mit einer herzlichen Umarmung. Auf dem Weg in ihr Hotelzimmer stützte ich sie beim Gehen. Ich hängte ihre neue Garderobe in den Schrank und dachte an das Telefongespräch vor kurzer Zeit. Ich hatte nach ihrem körperlichen Befinden gefragt. Sie hatte sich beklagt, dass alles im Alter nachlasse, die Beine sie nicht mehr trügen, die Sehkraft sich eintrübe und sie dadurch beim Gehen immer unsicherer würde. Sie monierte, dass ihr Herz nicht mehr das alte sei und dass es mit dem Gedächtnis auch hapere. Als ich ihr dann am Telefon sagte, dass ich sehr gerne zu ihrem 80. Geburtstag kommen würde, verfloren alle grauen und pessimistischen Gedanken von Krankheit und Schmerz, sie war wie umgewandelt. Wie Komplizinnen schmiedeten wir Pläne für gemeinsame Unternehmungen. Mit einem Mal waren in ihr jugendliche Träume entbrannt, sie hegte die Hoffnung alte Zeiten neu zu beleben. Sie freute sich wie ein Teenager auf den ersten Ball. Als ich sie so schlecht zu Fuß sah, ihre jugendliche Frische und ihr Elan waren verfloren, dachte ich, dass aus unseren gemeinsamen Unternehmungen nichts werden würde.

Obwohl sie körperlich sehr nachgelassen hatte, war ihr äußeres Erscheinungsbild bewundernswert gepflegt. Denn als sie später vor mir saß mit ihrer modischen Kurzhaarfrisur, den gefärbten Augenbrauen, den rosigen Wangen, ihren geschminkten Lippen und sorgsam rot bemalten Fingernägeln, hätte sie es mit manch einer jungen Frau aufnehmen können. Ihre Haut war rein und faltenfrei und wirkte sehr jugendlich. Schmal war Elli geworden, sie achtete sehr auf ihr Äußeres, selten habe ich eine ältere Dame so eitel erlebt wie Elli, die zu ihrem Fest nun auch noch abgenommen hatte.

Sie trug zu ihrem 80. Geburtstag einen knallroten Hosenanzug, der sie hervorragend kleidete. Ihre blauen Augen leuchteten. Sie war wieder einmal, wie schon so oft in ihrem Leben, Mittelpunkt, und das genoss sie. Über die vielen Gratulanten und Überraschungsgäste war sie hocherfreut. Als eine Mariachi-Gruppe zum typisch mexikanischen Geburtstagsständchen „Las Mañanitas“ aufspielte, hatte sie leichten Tränenglanz in ihren Augen. Ihr Glück war aber erst vollkommen, als ihr Sohn Georgy und ihr Enkel Mosche zum Fest erschienen.

Sie trank auch an diesem Abend keinen Wein, weil sie ja bekanntlich nach Alkoholgenuß in tiefe Melancholie verfällt, sie wollte sich und ihren Gästen den Abend nicht verderben. Bei beschwingter Musik raffte sie sich sogar zu einem Tänzchen auf, denn Tanzen gehörte ein Leben lang zu ihren großen Leidenschaften.

Sie erzählte mir später, dass sie erst mit 40 Jahren schwanger geworden sei und sich vom ersten Augenblick an sicher war, dass ihr Kind ein Mädchen würde. Sie dachte, dass sich ihre Tochter genau so um sie kümmern würde, wie sie es bei ihrer Mutter getan hatte. Sie selbst

war für ihre Mutter ein tödliches Risiko eingegangen, um sie aus den Fängen der Nazis in Wien zu retten. Als dann ihr Sohn geboren wurde, für den sie zunächst keinen Namen hatte – und auch keine blaue Baby-Ausstattung – konnte sie sich kaum mit ihrem Schicksal abfinden. Georgy bekam rosa Schleifchen ins Haar gebunden und musste auch die bereits im Voraus gekaufte rosa Baby-Wäsche tragen. Mit der Zeit hatte sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden, sie liebte und verwöhnte ihren kleinen Sohn abgöttisch. Sie nahm ihm alle Schwierigkeiten ab, jede Hürde wurde beseitigt. Sein Wunsch war ihr Befehl. Als er dann als Medizinstudent eines Tages einen Hang zu schmucken Uniformen zeigte, erfüllte sie ihm auch diesen Wunsch. Sie konnte ein einflussreiches Regierungsmitglied, wenn nicht sogar den Präsidenten der Dominikanischen Republik selbst, beschwatzen, so dass ihr Sohn letzten Endes nach dem Studium als anerkannter Militärarzt – pro forma natürlich – fungieren konnte. Nun konnte er auf ganz legale Weise seine dunkelblaue, mit goldenen Knöpfen, Litzen und Streifen, besetzte Uniform tragen, worauf beide – Mutter und Sohn – sehr stolz waren.

Elli hätte ihren Sohn zu gerne lebenslänglich an sich gekettet, so wie sie selbst ihre Mutter – bis zu ihrem Tod – beschützt, behütet und gepflegt hatte. Dann kam jedoch eines Tages eine junge, sehr dynamische Frau dazwischen, die Lebens-Weichen des durchlaufenden Georgy-Zuges anders stellte. Elli konnte ihr nie wirklich verzeihen, dass sie ihren Sohn aus Santo Domingo wegholte und ihn nach Miami, Florida, „verschleppte“. Jetzt lechzt sie jede Minute nach seiner Gegenwart. Ein guter Ersatzmann, dem sie später alle ihre Liebe zuteil werden ließ, ist inzwischen ihr Enkel, Mosche, geworden, der seinem Vater wohl in vielen Dingen ähnelt. Wenn er die Schulferien bei seiner Großmutter verbringt, so sagt er ihr Nettigkeiten wie: „Oma, es ist ganz egal wie Du ausschaust, ob Du schön bist oder nicht, ob Du Falten hast oder keine, ich liebe Dich so wie Du bist, aber bitte tu mir einen Gefallen, sterben darfst Du nicht!“ Diese Geschichte erzählt Elli gern und oft ihren Freunden und schwelgt dabei vor Glück. Mit ihrer kleinen Enkelin, die erst zwei Jahre alt ist, kann sie noch nicht sehr viel anfangen.

Ellis Bruder Fritz, hatte ich bereits am ersten Tag im Hotel kennen gelernt, ein großer schweisgsamer Mann, der mit seiner Frau Tamar aus Israel angereist war. Wir kamen an diesem Geburtstagsabend angeregt ins Gespräch. Obwohl Fritz Koch damals noch sehr jung war, als er Österreich verließ, spricht er immer noch mit einem charmanten Wiener Akzent und hat eine große Portion Humor. Auch mit seiner Frau Tamar, ein Energiebündel und auf allen Töpfen schaffend, führte ich lange und tiefgründige Gespräche. Tamar ist die Tochter des David Stern, der vom JOINT in den 40er Jahren von Israel aus in die Dominikanische Republik beordert wurde, um den Neuankommelingen, die vielfach Akademiker waren, beizubringen, wie man aus brachliegendem Terrain, fruchtbares Ackerland gewinnen konnte. Er arbeitete ein oder zwei Jahre in Sosua und gab Richtlinien für den Anbau von Obst und Gemüse. Die Milchwirtschaft ist bis heute noch in jüdischer Hand und ihre Produkte werden auf der ganzen Insel verkauft. Als Tamar als junges Mädchen ihren Vater in Sosua besuchte, verliebte sie sich sogleich in den gertenschlanken und feingliedrigen jungen Fritz Koch. Später in Israel nannte er sich Rafael Kochav, da er nicht mit dem Stigma eines deutschen Namens leben wollte. Bei Beendigung seines Auftrags verließen David Stern und seine Tochter die karibische Insel und Fritz Koch schloss sich den Beiden an. In Israel heirateten die jungen Leute. Sie lebten außer in Israel noch in Kanada und Asien, wo auch ihre vier Kinder geboren wurden.

Zurückgezogen lebt das Ehepaar weiterhin in der großen Wohnung in Haifa, das einst mit Kinderlachen und voller Lebendigkeit erfüllt war. Seit die jungen Leute ihr eigenes Leben leben

und teilweise verheiratet sind, ist es still im Gemäuer der Kochs geworden. Fritz Koch spricht nicht gerne über vergangene Zeiten. Und wenn er in der Ecke sitzt, grübelnd seinen Blick in die Ferne schweifen lässt, würde ich gerne wissen, was ihm durch den Kopf geht. Dafür ist seine Frau gesprächiger und auch noch sehr aktiv. Eine bewundernswerte Frau, die kein Blatt vor den Mund nimmt und oft und gerne yiddische Anekdoten erzählt. Sie sagte mir, wenn sie sich etwas im Leben wünschen könnte, so wären es vier zusätzliche Stunden am Tag. Da aber jeder ihrer Tage mit diversen Aktivitäten vollgepackt und ausgefüllt ist, bezweifle ich, dass die vier Stunden ausreichen würden.

Ein anderer interessanter Gast an diesem Abend war David Thau, der älteste Sohn ihres Cousins aus Frankreich, der in Miami eine Bäckerei und Konditorei betreibt. Er steuerte die riesige Geburtstagstorte bei, die allen Gästen vorzüglich mundete. Leider kam er nur für kurze Zeit und so ergab sich keine Gelegenheit zu einem Gespräch. Eigentlich hatte ich gehofft, dass sein Vater, Charles Thau, aus Frankreich kommen würde, denn seine Lebens- und Leidensgeschichte hätte mich brennend interessiert. Gerne hätte ich von ihm Details aus der Zeit im Lager erfahren und gefragt, ob heutzutage immer noch das Brot zu den Mahlzeiten auf dem Tisch liegen muss. Ich finde es großartig, dass sein Sohn Bäcker und Konditor geworden ist. Leider liegt das Geschäft seines Sohnes für Charles Thau in all zu weiter Ferne.

Zwei Tage später besuchte ich David Thau mit Tamar in seinem Café in der Lincoln Road, wo wir eine kleine Erfrischung zu uns nahmen. Die Baguetts dufteten, David war gerade damit beschäftigt eine neue Ladung in den Ofen zu schieben. Der Kuchen sah frisch und appetitlich aus.

Beim Abschied gab ich Elli die Fotos von ihrem Geburtstag, die bereits entwickelt waren. Elli war überglücklich und höchst zufrieden, besonders, da sie einige Bilder entdeckte, auf denen sie mit Georgy und dem Enkel Mosche zu sehen war. Sie bedankte sich überschwänglich. Ich musste ihr versprechen, sie bald in Sosua zu besuchen. Da ihr Geburtstagsfest nun vorüber war, musste sie nach einem neuen „Highlight“ suchen, an das sie sich klammern konnte. Dann verabschiedeten wir uns mit einer festen Umarmung.

Als wir Davids Café verließen, nahm ich auch von Tamar Abschied, vorher hatte sie mir noch von ihrem Besuch erzählt, den sie heute noch erwartete. Sie und ihr Mann waren im Hotel mit einem befreundeten Ehepaar verabredet. Die Frau hieß Erika und Fritz kannte sie seit ihrer gemeinsamen Zeit in Luxembourg. Um die alten Freunde wiederzusehen, kamen Erika und ihr Ehemann, eigens aus einer Stadt in Florida angereist.

Erika war 1939 ebenfalls mit ihrer Familie nach Luxembourg geflüchtet. Ihr Bruder hatte bereits ein Visum für die Dominikanische Republik in der Tasche und wartete, so wie die anderen Ausreisewilligen, auf den genauen Abreisetermin. Auch Erika hatte sich der bereits fast geretteten Gruppe ihres Bruders anschließen können. Da aber ihre Eltern – aus Altersgründen – keine Aufenthaltserlaubnis auf der tropischen Insel erhielten, zog sie es vor bei ihren Eltern zu bleiben. Es wurden nur junge, kräftige dynamische Leute gesucht und Erikas Eltern passten nicht in dieses Schema. Erika blieb bei Vater und Mutter und begleitete sie sogar ins Konzentrationslager.

In Luxembourg lernte das junge und außergewöhnlich hübsche Mädchen Fritz Koch kennen und sie verliebten sich ineinander. Doch schon bald wurden die Beiden voneinander getrennt. Fritz fuhr mit weiteren 50 unfreiwilligen Emigranten aus Luxembourg mit dem Zug in Richtung Süden. Anstatt auf direktem Weg nach Portugal zu gelangen, von wo ihr Schiff auslief, landeten sie zunächst im Süden Frankreichs. Sie blieben noch etliche Monate in dem Lager an der

französisch-spanischen Grenze. In dieser Zeit sah Fritz seine Erika und ihre Eltern wieder, aber auch dieses Mal war das Glück nur von kurzer Dauer, denn ihr Zug fuhr bald darauf in entgegengesetzte Richtung – nach Auschwitz. Sie verloren sich gänzlich aus den Augen.

Während Erikas Eltern in den Gaskammern verschwanden, hatten sich die Nazigrößen einige der bildhübschen Mädchen als Gespielinnen auserkoren. Die jungen jüdischen Frauen mussten ihren Peinigern Gehorsam erweisen und ihnen jederzeit zu Diensten sein. Da die Jugendlichen um ihr Überleben kämpften, die Unholde im Geheimen abgrundtief hassten, umschnurrten und umgurrten sie die Höllenfürsten und Todfeinde. Im Laufe der Zeit verloren die jungen Frauen jede Würde und Selbstachtung. Sie wurden zu Gefühlsautomaten, die man beliebig an- und abstellen konnte.

Erika überlebte Auschwitz und kam nach dem Krieg nach Marseille in ein Sammel-Lager. Hier wurde Elli auf ihren Namen aufmerksam, denn sie kannte Erika noch aus Luxembourg. Nun hatte Elli eine völlig veränderte, kranke Person vor sich. Die Jahre in Auschwitz hatten Erika zu einem männermordenden Monster werden lassen. Ihre Psyche war aus den Fugen geraten, sie warf sich jedem x-beliebigen Mann an den Hals. Sie geizte nicht mit Liebesküssen, wahre Gefühle, tiefe menschliche Regungen konnte sie nicht mehr empfinden. Nach dem Krieg kam sie in ein Sanatorium, wo sie nun versuchte, alle Ärzte für sich zu begeistern. Es bedurfte einer langjährigen Therapie, sie wieder herzustellen. Erika hatte Glück. Unter den Amerikanern, die in Europa politisch Bilanz zogen, befand sich einer, der sich Erikas Leid und ihrer Krankheit gefühlvoll und besorgt annahm, sich um sie kümmerte und sie später in Amerika heiratete. Seit der Zeit lebt Erika in Florida und wann immer sie und ihr Mann die Gelegenheit haben, Fritz und seine Frau zu treffen, machen sie von dieser Möglichkeit Gebrauch und es gibt jedes Mal ein herzliches Wiedersehen. Und gerade heute war wieder so ein Tag!

Seit ihrem 80. Geburtstag habe ich Elli nicht mehr gesehen. Noch manches Mal rief sie mich völlig euphorisch an, immer mit neuen Ideen wie man ihre Lebensgeschichte veröffentlichen könnte und an wen ich mich wenden sollte. Sie wollte endlich im Alter reich werden. Aber auf meine vielen Anfragen, einen Film aus ihrer Überlebensgeschichte zu machen, erhielt ich nur abschlägige Antworten. Als ich wieder nach Europa zog, schrieb ich Elli oftmals lange Briefe, die aber unbeantwortet blieben. Ich hörte von Freunden, dass sich ihr Gesundheitszustand ständig verschlechterte. Ihr Gedächtnis ließ nach, sie wurde immer unsicherer auf den Beinen. Ihr kleines Hotel in Sosua wurde in ein Apartment-Haus umfunktioniert, so konnte sie wenigstens einigermaßen von den Mieteinnahmen leben. Der größte Schicksalsschlag jedoch war, als ihr Lebensgefährte, Don Mario, verstarb. Mit seinem Tod verlor sie den letzten Halt. Don Mario war über 90 Jahre alt geworden, auch er hatte ein bewegtes Leben hinter sich.

Mario Bonci war gebürtiger Italiener und in den 40er Jahren in die Dominikanische Republik gekommen. Bei einer langen gemeinsamen Busreise von Santo Domingo nach Sosua erzählte er mir viel über die karibische Insel. Nur aus seinem früheren Leben in Italien erzählte er mir nichts. Durch intime Freunde, die ihn schon seit langer Zeit kannten, erfuhr ich, dass Mario über Nacht aus Italien hatte fliehen müssen. Als Angestellter des Vatikan war er durch Zufall auf irgendwelche geheime Information gestoßen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Ob er aus politischen Gründen unter der Herrschaft Mussolinis fliehen musste oder Geheimnisse des Vatikan aufdeckte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Jedenfalls muss es sich um eine schwerwiegende Sache gehandelt haben, sonst wäre der junge Mario nicht in den

Kaffeeplantagen im Landesinnern der Insel, untergetaucht. Laut eingeweihter Freunde, hatte Mario in Italien über eine recht lange Zeit ein Verhältnis zu einer Nonne. Da beide wussten, dass sie nie zueinander finden würden, schenkten sie sich gegenseitig einen Ring, der sie beide bis zum Lebensende verbinden sollte. Don Mario hat diesen Goldreif nie abgelegt und bis zu seinem Tode getragen.

In den 50er Jahren lernte er Elizabeth und Mosche Yatzkan kennen, die in Santo Domingo eine Metzgerei betrieben. Da Mario wieder einmal auf Arbeitssuche war und Mosche noch Hilfe im Geschäft gebrauchen konnte, schloss sich der in allen Dingen geschickte „handy man“ dem Ehepaar an. Er war ein fleißiger, in sich gekehrter, ein grüblerischer, aber äußerst korrekter Mann. Vermutlich verehrte er im Stillen die Frau seines Chefs, ließ sich aber nie etwas anmerken. Als Mosche Yatzkan 1971 verstarb, blieb Mario bei Elli und beide führten noch einige Jahre das Geschäft weiter. Anfang der 80er Jahre zogen sie sich nach Sosua zurück, wo Elli ein Grundstück besaß. Hier wollten sie ein kleines Hotel eröffnen und von diesen Einnahmen im Alter leben. Das funktionierte auch in den 80er Jahren, denn viele Touristen aus Kanada besuchten den damals kleinen Künstlerort mit den romantischen und einsamen Buchten und Stränden. Sosua war ein gemütlicher und reizvoller Ort, in dem hauptsächlich Familien Urlaub machten. Die Dominikanische Republik – speziell Sosua – verkam in den 90er Jahren zu einem Ort des Billig- und Massentourismus. Es entstanden riesige Hotelkästen, die ihren Gästen freien Alkohol und Gratiszigaretten boten. Elli konnte mit ihren Hotelpreisen nicht mehr mithalten. Außerdem entstanden in der unmittelbaren Umgebung zwielichtige Bars und Absteigen. Wummernde Musik dröhnte aus den Lautsprechern und es gab oftmals lautstarke Schlägereien der betrunkenen Touristen. Die einst einsamen lauschigen Buchten verkamen zum Ballermann der Karibik mit Würstchenbuden und Bierständen. Als sich der Sextourismus in Sosua einschlich, stieg die Zahl der aidskranken einheimischen Prostituierten rasant an. Für Elli wurde das Geschäft immer schwieriger. Hatte sie vorher Verträge mit großen Reiseveranstaltern, kündigten diese auf Grund der ständigen Kunden-Reklamationen. Und so lebten sie manchmal von der Hand in den Mund, denn es kamen nur noch vereinzelte Rucksack-Touristen, die für kurze Zeit, in der sie sich in Sosua aufhielten, nicht viel Geld ausgeben wollten. Mitte der 90er Jahre vermietete sie die Räumlichkeiten ihres Gebäudes längerfristig als Apartments, das brachte jeden Monat eine regelmäßige und überschaubare Summe ein. Gemeinsam mit Mario überbrückte sie noch einige Jahre in ihrer kleinen Wohnung und dem Büro, das sich dem Hotelkomplex anschloss. Als Mario im Jahre 2001 starb, nahm Ellis Sohn Georgy sich seiner Mutter an und holte sie zu sich nach Miami. Endlich war sie dort, wo sie immer sein wollte, in der Nähe ihres Sohnes. Ob sie die „Heimholung“ noch bei klarem Verstand erleben konnte, ist fraglich. Vielleicht hatte sie zum Schluss doch noch klare Momente und konnte das Zusammensein mit ihrer Familie genießen. Ende Juni 2004 verstarb Elli friedlich im Kreise ihrer Familie, ohne dass sie je reich oder berühmt geworden wäre.

MEXIKO
UND SEINE JÜDISCHEN EXILANTEN



Skulpturen des mexikanischen Bildhauers Zúñiga in Cuernavaca

Exilanten in Mexiko

In den fünf Jahren meines Aufenthaltes in Mexiko, habe ich viele jüdische Menschen kennen gelernt, die Ende der 30er Jahre Nazi-Deutschland und Österreich verlassen haben. Bevor sie das Land Mexiko, das sie freundlich aufnahm, erreichten, hatten viele von ihnen eine abenteuerliche Flucht durch verschiedene Länder hinter sich. Etliche waren noch Kinder als sie sich von ihren Eltern verabschiedeten. Es fiel den Eltern nicht leicht ihre Kinder –wie sie glaubten – vorübergehend nach Holland oder England in Heime zu schicken, wo sie ihren Nachwuchs vor den Nazis in Sicherheit wähten. Niemand glaubte daran, dass sich Eltern und ihre Kinder nie wieder sehen würden.

Peter Katz, Bruno Schwebel und Hanns Herzberg schrieben ihre eigenen Biographien. Hans Neumann, der in meiner Nachbarschaft wohnte und den ich öfter besuchte, berichtete mir in vielen Stunden über sein außergewöhnliches Leben. Alle anderen Personen, deren Lebensgeschichte nachfolgend aufgezeichnet ist, habe ich in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen zu Hause besucht oder bei offiziellen Anlässen getroffen.

Die erste Überlebensgeschichte ist die von Max Daniel, die im Februar 1997 von der Shoah-Stiftung auf Video aufgezeichnet wurde, und an der ich teilnehmen konnte.

Die Interviews entstanden in den Jahren von 1996 bis 2001.

Die meisten dieser Exilanten und Zeitzeugen sind in der Zwischenzeit gestorben.

Max Daniel erzählt

Der Erzähler, Max D., der seine Lebensgeschichte der Shoah-Stiftung zur Verfügung stellte, wurde am 19. September 1924 in Budapest geboren. Er war der jüngste von drei Geschwistern. Seine Schwester war sechs Jahre alt und sein Bruder drei Jahre älter als er. Die Familie lebte bescheiden im jüdischen Viertel von Budapest. Sein Vater war Kantor, die Mutter widmete sich ganz der Familie und dem Haushalt. Sie lebten in einem größeren Mietshaus, zusammen waren es in etwa 30 Familien.

Es herrschte ein reges geschäftiges Treiben im jüdischen Viertel. Hier waren nicht nur die Lebensmittelgeschäfte kosher, nein, auch der Friseur. Es wurde kosher rasiert, denn in der jüdischen Religion darf keine Waffe den Körper berühren, also auch kein Rasiermesser. Wer sich keinen Bart stehen lassen wollte, musste einiges an Tortur über sich ergehen lassen. Zunächst wurde der Bart mit einer Paste eingerieben und nach einiger Zeit mit einem „Messer“, das aus Knochen gefertigt war, rasiert. Die Barthaare wurden mehr oder weniger herausgerissen. Der Klient, der sich unter dem Knochenmesser befand hatte Höllequalen zu erleiden und das Schlimme war, man sah ihm auch danach das Martyrium an. (Vielleicht ließen sich deshalb die meisten Männer einen Bart wachsen...?!)

Die Familie, die einen guten Zusammenhalt hatte, beging selbstverständlich am Freitagabend den gemeinsamen „Shabbat“. Die Mutter war es, die vor dem gemeinsamen Tempelbesuch im Haus die Kerzen anzündete, danach wurde das Mahl eingenommen. Herr Daniel erinnerte sich noch genau, wie er an einem Samstag mit seinem Bruder zu einer Kundgebung der Kommunisten ging, denn beide waren von der Idee der Gleichheit im Kommunismus begeistert. Da die Eltern wussten wo sich die Beiden aufhielten, machten sie sich eilends auf den Weg dorthin und zogen die Söhne an den Ohren aus dem Saal, in dem sich ca. 100 Leute befanden. Das war den Brüdern nicht nur äußerst peinlich, sondern auch eine Lehre für die Zukunft, sie fehlten an keiner Shabbat-Tafel mehr. Respekt, Achtung, Wertschätzung und Ehrerbietung gehörten damals nicht nur zum Vokabular der Menschen, sondern sie handelten und lebten auch danach.

Die ältere Schwester des Herrn D. besuchte als einzige das Gymnasium, ihr fiel das Lernen sichtlich leicht, sie war auch sehr belesen. Die Brüder waren dafür sportlich sehr aktiv. Sie besuchten die normale Staatsschule und hatten neben der ungarischen Sprache auch Deutsch zu lernen, auch beherrschten alle Familienmitglieder Jiddisch.

Da die Zeiten in den 30er Jahren nicht rosig waren, die Familie zum Überleben auch ein wenig mehr Geld benötigte, schickten die Eltern den jungen, 14jährigen Max, in eine Kürschnerlehre. Sie konnten ihn bei einem jüdischen Bekannten in der Werkstatt unterbringen, wo er eine dreijährige Lehre absolvierte. Er bekam einen geringen Lohn, der sich jedes Jahr etwas erhöhte. In jener Zeit trat er einer kommunistischen Gruppe bei, von deren Ideen er vollkommen eingenommen war. Diese schienen sich auch gegen den Antisemitismus zu stellen, der sich in dieser Zeit auch in Ungarn breitgemacht hatte. Vor allem hatte es dem jugendlichen Max die Gleichheit aller Menschen

angetan. Voller Enthusiasmus nahm er an den Vorträgen und auch an den Ausflügen der jungen Mitglieder der Vereinigung teil.

Als die Deutschen Polen einnahmen, dachte sich der 15jährige noch nicht viel dabei. Für ihn war Polen weit weg, denn während der ersten Kriegsjahre blieb Ungarn verschont. Als nun die Nazis ihr Unwesen in Ungarn trieben, war es für den jungen Max zu spät. Er wurde trotz seines jugendlichen Alters zum nationalen Arbeitseinsatz gezwungen, mit ihm natürlich viele andere jüdischen jungen Männer. Sie wurden zunächst auf Härte getrimmt, mussten mit Hacke und Schaufel Löcher ausheben. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen drei Spritzen gesetzt. Herr Daniel glaubt heute noch fest daran, dass es Impfungen gegen drei verschiedene Krankheiten oder Seuchen waren. Was es genau war, wusste er nicht. Aber er wusste genau, dass die Verabreicher der Spritzen nicht zimperlich waren. Da wurden recht dicke Hohlnadeln in den Brustkorb der jungen Arbeiter gejagt, worauf sich alsbald ein taubes Gefühl einstellte. Aber was half es, es musste weitergearbeitet werden, die drei Spritzen aber folgten in kurzen Zeitabständen.

Nach der „Einarbeitung“ unter großen körperlichen Anstrengungen folgte die Freilegung der zerbombten Häuser. Da mussten diese unerfahrenen Jugendlichen die abgerissenen Köpfe, die noch warmen Beine, Arme oder sonstige Leichenteile aus den zerbombten Häusern bergen. Später sollten sie aus einem brennenden Silo retten, was noch an Korn zu retten war. Mit den Nazis im Nacken, die sie ständig anfeuerten und mit Erschießung drohten, blieb ihnen keine andere Wahl. Einmal hatten sie eine Schweizer-Fabrik, die auch von Bomben getroffen war, von Schutt und Asche zu befreien. Ein anderes Mal wurden sie gezwungen Bomben freizulegen, die während des Aufpralls nicht detoniert waren. Wie aber konnten sich diese jungen und unerfahrenen Männer gegen eine Explosion schützen? Überhaupt nicht. Es war reine Glückssache und deshalb trugen sie die Erde oft nur mit den bloßen Händen ab. Allerdings war die zweimalige Verpflegung am Tag auf Staatskosten nicht zu verachten. Hier konnten sie sich wenigstens satt essen, selbst wer ein zweites Mal in der Reihe stand wurde anstandslos verköstigt, denn zu Hause waren Lebensmittel rar. So konnte Max seine Familie als Kostgänger entlasten.

Leider kam es jetzt auch in Ungarn immer öfter zu Deportationen, der Juni 1943 wurde zum „traurigen Monat“ = dem „juni triste“. Als die Situation immer brisanter wurde, versteckte sich der junge Max D. in einem Kohlenwaggon unter dem Koks und wollte seinen Feinden entfliehen. Er dachte in der ländlicheren Gegend sei es sicherer, aber kaum war er aus Budapest heraus gekommen, hatten die Nazis ihn schon am Wickel. Auch er kam, wie die vielen tausend Menschen vor ihm in den un menschlichen Viehwaggon mit 90 anderen Leidenden und es begann eine zehn Tage und Nächte lange Odyssee. Zufälliger- oder glücklicherweise hatte er ein Kilogramm Mohn, fein säuberlich verpackt, gefunden und konnte sich davon ernähren. Aber das Schlimmste war der Durst. Durch das kleine vergitterte und einzige Fenster des Zuges sammelten die Insassen auf einem Löffel Regenwasser auf und verteilten es unter den Leidensgenossen. Auch Herr D. teilte den Mohn mit seinen Schicksalsgefährten. Vor allem aber mit seinem Freund Imre, den er hochofreut auf diesem Transport wieder sah.

Nach zehn qualvollen Tagen und Nächten, wo nur gehalten wurde, um sich der Leichen zu entledigen, kamen sie in Bergen Belsen an. Der junge Max wusste nicht, wie er aus dem Zug heraus kam, denn seine Beine waren taub. Er konnte kaum einen Schritt gehen, er ließ sich einfach wie ein Mehlsack aus dem Zug fallen und kroch halb wahnsinnig vor Durst auf ein Wasserloch zu und sog eine ganze Weile lang Flüssigkeit auf, ungeachtet dessen, ob es sauber war oder nicht. Dass er danach nicht an Durchfall oder an sonstigen Krankheiten litt, führt er auf die drei Spritzen zurück, die man ihm in Budapest verabreicht hatte.

Mit 3.000 anderen Ungarn teilte er sein Schicksal, sie alle lebten in einer Baracke zusammen. Er erinnerte sich noch gut, gegenüber, durch einen Zaun getrennt, waren die Holländer untergebracht. Sie schienen noch alle wohl genährt zu sein, zumindest waren bei ihnen noch Muskeln zu erkennen, während bei den meisten Ungarn nur die Rippen zum Vorschein kamen. Später, nach dem Krieg wurde Max gewahr, dass auch Anne Frank in der holländischen Baracke, jenseits des Zauns, lebte. Es sollte ihr letztes Zuhause werden, sie starb kurz vor der Befreiung.

Mit Imre, seinem langjährigen Freund, teilte er nicht nur die Holzpritsche, sondern sie ermunterten sich auch gegenseitig und rüsteten sich fürs Überleben. Während einige orthodoxe Juden sich in Gebete, Gesänge und Meditation begaben, sorgten sie für körperliche Fitness, sie wollten es ihren Feinden nicht zu einfach machen.

Die Verpflegung in Bergen Belsen war unmenschlich, das Mittagessen bestand aus „Dörrgemüse“, was immer das heißen sollte. Es bestand aus irgendwelchen Baumrinden oder Wurzeln, denen etwas Salz und Pfeffer beigefügt war, also eine kaum genießbare Brühe. Niemand riss sich um den Sud, aber man löffelte ihn um zu überleben. Morgens wurde ein ca. sieben cm großes Stück Brot verteilt, dazu gab es ein braunes Gebräu, das sich Kaffee nannte, aber nichts damit gemein hatte. Herr D. wundert sich heute noch, wie manche von ihnen sieben cm großen Brobstücken noch drei oder vier Zentimeter verkaufen konnten. Zwar gab es kein Geld und keine Tauschwaren, aber man versprach nach dem Krieg alles in Dollar zurück zu zahlen. Oder man gab Adressen von Verwandten an, die die Schuld begleichen würden. Aber gerade diese Menschen starben frühzeitig.

Wie in allen Lagern war auch hier die Plage der Wanzen sehr groß, sie saßen in den Kleidern, im Holz der Pritschen und auf der Haut, wo sie den mageren Menschen das ohnehin spärliche Blut abzapften und Infektionen verursachten. Auf Hygiene konnte bei den vielen tausend Menschen nicht geachtet werden, und obwohl Bergen Belsen kein Vernichtungslager durch Gasöfen war, starben trotzdem viele Menschen an Krankheiten und Seuchen. So wurde auch bei den sanitären Anlagen gespart, eine Grube mit einem Balken musste ihnen reichen. Auch Privatsphäre war hier nicht angesagt, im Gegenteil. Wenn ein Häftling nachts seine Notdurft verrichtete, beschienen ihn die Scheinwerfer der Wachtürme und so wurde er noch verspottet und verlacht.

Im Frühjahr 1945 wurde es plötzlich sehr geschäftig im Lager, es kam irgendwie Unruhe auf, aber niemand wusste sie zu deuten. Alle Insassen mussten in den Duschraum, wurden vorher am ganzen Körper geschoren. Nachdem ihre Körper von Haaren befreit waren, sahen sie erst, wie sehr sie von Läusen und Flöhen heimgesucht und geschunden waren. Kurze Zeit später führen wieder Transporte, weg von Bergen Belsen, nach Theresienstadt. Diese Zugfahrt dauerte nur drei Tage, aber auch hier gab es weder Flüssigkeit noch feste Nahrung. Jedoch Theresienstadt bereitete ihnen eine Überraschung, sie fanden keine einfachen Holzbaracken vor, sondern festes Mauerwerk und große Räume. Das Lager war wie eine Stadt, in der sich jeder frei bewegen konnte, und auch das Essen war nicht gar so „saumäßig“ wie zuvor.

Es sollten jedoch noch einige Wochen vergehen, bis die Befreier, die Russen, kamen. Durch das kleine vergitterte Fenster seines Zimmers hatte Max D. eine freie Sicht auf eine Strasse und im Hintergrund die Berge. Er sah eines Tages wie die Deutschen fluchtartig Theresienstadt verließen, und beim Wegrennen noch ein paar Salven auf die Gefangenen abschossen. Das dichte Mauerwerk ließ es zu keinem Todesfall kommen, höchstens hier und da gab es einen Streifschuss. Bald danach nahten mit großem Getöse und einem Höllenlärm die russischen Panzer. Max, sichtlich geschwächt (er wog nur noch 33 kg) wollte seinen Befreiern entgegen eilen, weit kam er nicht. Als ein Russe ihm einen freundschaftlichen Klaps versetzte, fiel er um. Da die Russen auch Proviant mitbrachten, Max von den fremden Lebensmitteln kostete, machte sein Magen schlapp, denn er war ja nur an dünne Wassersuppe gewöhnt. Er bekam einen fürchterlichen Durchfall mit hohem Fieber und wurde in das provisorische russische Lazarett gebracht, was für ihn genauso schlimm wie das Lager selbst war. Man behandelte Max mit dem Wenigen was ihnen zur Verfügung stand, außerdem verstand er seine Helfer nicht und sein Zustand besserte sich nicht im Geringsten. Er versuchte zu fliehen, wurde jedoch wieder ohnmächtig, landete aber dieses Mal bei einem tschechischen Arzt, den er zwar ebenso wenig verstand, der ihm aber letzten Endes auf die Beine half.

Vom Tag des Kriegsendes –am 8. Mai bis Ende Juli- musste Max D. in Quarantäne bleiben. Danach hatte er so viel an Gewicht zugelegt, dass er seine „Heimreise“ nach Budapest antreten konnte. Vorher jedoch, als er sich nach der Haftzeit und vor allem nach seiner Krankheit zum ersten Mal im Spiegel sah, war er von seinem eignen Spiegelbild so geschockt, dass er in tiefe Depression verfiel. Er konnte sich selbst nicht mehr akzeptieren. In dieser Phase ohne Lebensmut und tiefer Traurigkeit traf er auf seinen alten Freund Imre, der ihm neue Hoffnung, Daseinsfreude und Zuversicht vermittelte. Während Max noch im Lager verharren musste, konnte sein Freund in die Heimat reisen.

Im Juli 1945 war es dann endlich soweit. Die Züge waren überfüllt mit Menschen, so reiste er, wie viele andere auch, auf dem Dach des Zuges, mit dem Rücken in Fahrtrichtung, damit er dem Dampf entging, in Richtung Heimat. Obwohl es eigentlich nur eine Fahrt von wenigen Stunden gewesen wäre, brauchte der Zug drei Tage. Oft mussten die Gleise frei geräumt werden, denn überall am Wegrand lagen Waffen und Kriegsmaterial herum.

Brücken konnten nicht so einfach überfahren werden, denn sie waren teilweise zerstört, und so zögerte sich die Fahrt hinaus.

Angekommen in Budapest, erkannte er seine Heimatstadt kaum wieder, denn 70% der Stadt war durch Bomben zerstört worden. Natürlich fand er den Weg zu seinem Elternhaus, nur überkam ihn die bange Frage, lebt die Familie überhaupt noch? Es wurde ihm immer elender zumute, das letzte Stück des Weges lief er seinem Haus entgegen. Gott sei Dank, es stand noch wohlherhalten da. Er stürzte in den Hausflur, es erkannten ihn auch sofort Nachbarn die laut schrielen und schon eilte ihm seine Mutter im Laufschrift entgegen, obwohl sie eigentlich gehbehindert war und kaum laufen konnte. Welch ein überschwängliches Wiedersehen war dies für die beiden Menschen.

Der junge Max war noch nicht einmal 21 Jahre alt und hatte bereits das Schicksal eines alten Menschen – oder das mehrerer Menschen erlebt. Er war immer noch so geschwächt, dass an Arbeit vorerst gar nicht zu denken war. Zunächst musste er mit Vitaminen hochgepöppelt werden, die seine Mutter ihm gerne besorgte. Damit beide überleben konnten, suchte die Mutter eine Arbeit. Nun erfuhr Max auch vom Schicksal seiner Geschwister und seines Vaters. Der Vater wurde deportiert und starb im Lager. Seine Schwester überlebte die Zugfahrt mit 90 anderen Menschen nicht, sie starb unterwegs, und ihre Leiche wurde aus dem Zug geworfen. Niemand weiß wo sie liegt, anonym, ohne Grab, ohne Gedenkstein wurde sie verscharrt.

Sein Bruder, der sich den russischen Kommunisten angeschlossen hatte, wurde von seinen Genossen im vereisten Graben liegen gelassen als er nicht mehr weiter konnte. Ihm waren die Beine bis zu den Knien abgefroren, niemand half ihm zu überleben. Nicht nur diese Begebenheit, sondern das gesamte schreckliche Verhalten der Russen, die schlimm in Ungarn gewütet hatten, die Frauen und Mädchen vergewaltigten, Raubzüge veranstalteten und wie die Wandalen einfielen, blieb bei Max D. mit Bitterkeit haften. Das war nicht mehr das alte Idealbild das er von den Kommunisten hatte, nun graute ihm vor ihnen.

Da er schon bald von den Russen den Einberufungsbefehl bekam, wollte er so schnell wie möglich Ungarn verlassen, was aber nicht ganz einfach war. Er wandte sich an die international vertretene jüdische Organisation JOINT, die auch in Budapest tätig war, sie wollten ihm zu den nötigen Papieren verhelfen. In der Zwischenzeit bekam er sogar einen kleinen Posten beim JOINT, so dass er ständig auf dem Laufenden war. Am Nachmittag konnte er erneut bei seinem alten Chef, dem Kürschner, ein paar Groschen dazu verdienen. Er erhielt das ersehnte Ausreisepapier für sich und seine Mutter und die Reise ging zunächst nach Italien. Zwei Tage später wurde niemandem mehr eine Ausreiseerlaubnis erteilt.

Zuerst lebten sie in Venedig, später in Genua. Nun konnte Max zum ersten Mal nach langer Zeit tief durchatmen, sich frei fühlen und eine Ruhepause einlegen. Allerdings musste ihre Aufenthaltserlaubnis alle drei Monate verlängert werden. Bis er einen alten Juden in der Nähe von Rom fand, der ihm durch einen manipulierten Stempel „gültige Ausweispapiere“ verschaffte.

Nun konnte Max mit seiner Mutter ausreisen wohin er wollte, und die Befürchtung ins kommunistische Ungarn zurück zu müssen, war gebannt.

Da sie Verwandte in Mexiko hatten, die ständig drängten, sie möchten doch zu ihnen kommen, nahmen sie eines Tages diese Gelegenheit wahr und fuhren von Genua aus in Richtung Südamerika. Sie waren einige Wochen mit dem Schiff unterwegs und in Mexiko wurden sie ganz herzlich von ihren Angehörigen empfangen. Max konnte auch gleich in das Geschäft seines Onkels einsteigen und sein eigenes Geld verdienen. Bald danach traf er auf einer Hochzeit die Frau seines Lebens, die er kurze Zeit später heiratete. Sarah hieß seine Angebetete und war die Tochter von litauischen Juden. Die Familie war bereits in den 20er Jahren nach Mexiko gekommen und führten in der Nähe von Veracruz ein Möbelgeschäft. Schon bald kam ihre Tochter auf die Welt und sechs Jahre später ein Sohn. Heute haben Max und Sarah drei Enkelkinder. Die Familie ist sehr eng miteinander verbunden. Trotz der grausamen, ja unmenschlichen Jugend, der Verlust der Familienmitglieder unter tragischen Umständen, ist Max trotzdem ein Optimist geblieben. Er hat immer eine schelmisches Blitzen in den Augen und einen Scherz auf den Lippen. Am meisten freute mich zu sehen, welch netten und liebevollen Umgang und Zusammenhalt Sarah und Max heute noch pflegen, die nach all den Jahren enger verbunden sind denn je. Ein gutes Beispiel für uns alle. Bewundernswert!

**DIE VIELEN KAFFEESTUNDEN
BEI
HANS NEUMANN**



Herr Neumann in seiner Wohnung in Polanco
Foto: Renata von Hanffstengel

Hans Neumann und die vielen Kaffee-Stunden

Da Hans Neumann in Mexiko in meiner Nachbarschaft wohnte, besuchte ich ihn öfter in seiner Wohnung in Polanco, wo wir uns angeregt unterhielten und er mir aus seinem langen Leben erzählte. Mich interessierte besonders die Zeit, die er in der Dominikanischen Republik verbracht hatte und nach vielen Begegnungen kamen zahlreiche ergiebige Details zutage. Bevor ich nach Deutschland zurück kehrte überließ er mir sogar einige Fotokopien aus seinen persönlichen Dokumenten.

Hier ein kurzer Abriss von einem Gespräch, das am 10.5.2000 in Mexiko City, bei Hans Neumann, stattfand.

Hans Neumann wurde am 10.10.1910 in Graz geboren. Seine Eltern besaßen in Graz eine Ziegelei und stellten feuerfestes Material für Brennöfen her. (Schamott) Auch Hans Neumann erhielt eine entsprechende Ausbildung, um die Fabrik seiner Eltern einmal zu übernehmen, er studierte Chemie.

Einen Teil seines Studiums absolvierte er in Prag, wo er Egon Erwin Kisch zufällig in einem Gasthaus kennen lernte. Die jungen Studenten, Freunde Hans Neumanns, wollten sich im Sommer in einem Lokal mit einer Limonade erfrischen, als sie einer Ecke den leicht angetrunkenen Schriftsteller Egon Erwin Kisch entdeckten, der sie um ein Freibier bat. Sie unterhielten sich eine ganze Weile und zahlten Kisch von ihrem kargen Taschengeld ein alkoholisches Getränk und zogen weiter. Später, in Mexiko, traf Hans Neumann erneut auf Egon Erwin Kisch, der sich jedoch nicht mehr an diese Begebenheit in Prag erinnern konnte. In den 40er Jahren hielt sich auch Anna Seghers in Mexiko im Exil auf und Hans Neumann traf sie bei gewissen Anlässen. Auf meine Frage, wie er Anna Seghers fand, antwortete er nur: „Rot, Rot, Rot“. Die Exil Kommunisten waren ihm wohl nicht geheuer.

Herr Neumann erzählte mir, dass sich die polnischen und russischen Juden an den alten "Brauch" hielten und 1/10 ihres Einkommens für wohltätige Zwecke abgaben. In diesem Fall bekam der "JOINT" diese Abgabe und konnte damit bedürftigen Menschen helfen, die aus ihrer Heimat fliehen mussten und nichts mitnehmen durften. (American Distribution Committee). Jedes Land hatte eine bestimmte Quote zu erfüllen und hat jeden Monat Gelder zur Verfügung gestellt. Die Dollar wurden nach England geschickt und in Pfund eingewechselt.

Hans erzählte mir, dass von den Exilanten die Rechtsanwälte die geringste Chance hatten ihren Beruf auszuüben, da sie oftmals der fremden Sprache nicht mächtig waren. Sie wurden umgeschult und wurden oft einfache Handwerker, wie Tischler oder Installateure. Argentinier haben von "Neueinwanderern" während des Zweiten Weltkrieges Vorzeigegelder verlangt.

Als Hitler im März 40 nach Prag einmarschierte, hat es dort viele Kommunisten gegeben. Manche von ihnen ergriffen die Flucht durch unterirdische Gänge und Tunnel eines Kohlenbergwerks, das nahe an der Grenze zu Polen lag. Politisch Verfolgte wurden ebenfalls nach Polen geschleust.

Hans Neumann ging von Prag nach Mailand. In Prag hatte er für die jüdische Organisation Hitzem gearbeitet und wurde in Mailand wieder von einer jüdischen Organisation mit offenen Armen empfangen. Die Österreicher erhielten nach dem „Anschluss“ deutsche Pässe. Als man bei Hans Neumann das „J“ für „Jude“ im seinem Pass einzustempeln vergaß, konnte er sich in Europa relativ frei bewegen. Er wurde von seiner Organisation in die Schweiz geschickt. Dort kam am 30.8.39 an, übernachtet in Lugano, und weil er kein gültiges Visum besaß, wurde er am 1.9.39 festgenommen und kam ins Gefängnis. An diesem Tag war just der Zweite Weltkrieg, ausgebrochen. (Mobilmachung, Kriegsausbruch).

Hans Neumann kam in ein Flüchtlings- und Arbeitslager und wurde gezwungen im Straßenbau zu arbeiten. Hier, in der Schweiz traf er auf einen Herrn Throne aus Santo Domingo, der auf der Suche nach Arbeitskräften für die Dominikanische Republik war. Nach einer internationalen Konferenz (in Vichy) nahmen nur noch Liechtenstein, die Schweiz und die Karibik Insel Dominikanische Republik jüdische Flüchtlinge auf. Hans Neumann war selbstverständlich daran interessiert Europa zu verlassen und meldete sich für die Überfahrt in die Karibik. Er zahlte nur die Hälfte der Schiffsreise selbst, der Rest wurde von zwei jüdischen Organisationen - Bna Brit und eine andere- übernommen.

Großzügig, wie sich Trujillo, der Präsident der Dominikanischen Republik immer gab, wollte er 100.000 verfolgten Juden auf seiner Insel ein Zuhause geben. In Wirklichkeit rettete er nur 645 Menschen vor dem sicheren Tod.

Im Februar 1941 fuhr Hans Neumann von Genf aus ins unbesetzte Frankreich, über Spanien nach Portugal, wo er noch zwei Monate auf seine Ausreise warten musste. Laut Herrn Neumann fuhr er auf der „Serpa Pinto“, dem berühmtesten Emigrantenschiff und übernachtete im Frachtraum in einer Hängematte.

Gleich am Anfang hatte er auf dem Schiff eine Breslauer Fabrikantenfamilie kennen gelernt, die ihn wohl sehr gerne mochte und ihn tagsüber in die 1. Klasse einlud. Dem Kapitän erzählten sie, Hans müsse ihren Kindern Unterricht erteilen. In New York kamen sie, wie alle Emigranten, nach Ellis Island und blieben dort 14 Tage. Unter großer Bewachung wurden die Auswanderer zur „Puerto Rican Line“ geführt, die sie nach Santo Domingo brachte. Zu der Zeit hieß die Hauptstadt noch „Ciudad Trujillo“ Nachdem die ca.20 Neuankömmlinge das Schiff verlassen hatten, wurden sie von einem Komitee in Empfangen genommen.

Hans Neumann kam im Jahre 1941 nach Sosua, wo bereits der Agro-Joint mit den Gemüseanpflanzungen und dem Hausbau alle Hände voll zu tun hatte. Hans aber war kein geübter Landarbeiter. Da er von Beruf Chemiker war und in Graz in der Ziegelei seines Vaters gearbeitet hatte, kam ihm zugute, dass die Regierung des

Inselstaates Siedlungen aus Ziegelsteinen erstellen wollte. Er zeigte seinen dominikanischen Gehilfen, wie zunächst die Holzformen gefertigt wurden, in denen die Handschlagziegel geformt – und später gebrannt wurden. Wie Hans Neumann erzählte, stellten sich die Dominikanos bei dieser Arbeit sehr geschickt an und arbeiteten fleißig und umsichtig. Jedoch scheiterte dieses Projekt daran, dass die Ziegelsteinhäuser für die Subtropen nicht geeignet waren oder sind, da sie Feuchtigkeitsdurchlässig sind, aber keine Ventilation zulassen. Nur für den Unterbau wurden später die Ziegelsteine verwendet, der Rest der Häuser entstand aus Holz.

Es gab in dem Dorf Sosua am Anfang keine Elektrizität und auch keine kaltes Wasser. Getränke mussten lauwarm getrunken werden, Eiswürfel gab es nicht. Nur der Bäcker, der auch Torten machte, hatte ein Kühlaggregat, „einen elektrischen Eiskasten“, wie Hans sagte. Zu ihm ging auch das meiste Taschengeld, die spärlichen 10 \$ pro Woche. Es gab damals nur zwei Zigarettensorten, die „Hollywood“, aus gebleichtem Tabak, oder eine Naturbelassene, ohne Präparation, die verkaufte der Bäcker auch. Nachdem der Versuch der Ziegelsteinhäuser gescheitert war, kam Hans Neumann in Sosua in die Verwaltung für die Gemüse- und Obstverteilung, diese Art von Arbeit lag ihm – seiner Aussage nach – ebenfalls nicht.

Die jüdischen Exilanten in Sosua lebten in Holz-Baracken mit je 30 Betten, die durch dünne Trennwände oder Vorhänge abgeteilt waren. Ein gewisser Herr Schweitzer war leitender Direktor dieser kleinen Kommune.

Eines Tages wurde Hans Neumann von Rafael Trujillo in die Hauptstadt zitiert und es herrschte große Aufregung im Dorf Sosua, denn man wollte auf jeden Fall und unter allen Umständen einen guten Eindruck auf den Präsidenten Trujillo machen. Herr Schweitzer stellte Hans seinen Chauffeur zur Verfügung, der ihn zum Regierungspalast nach Ciudad Trujillo brachte. Nach einem Vorgespräch mit dem Minister „Paino Pichardo“, wurde Hans zum „Benefactor“ vorgelassen. Sein Spanisch war noch sehr dürrig und sie brauchten einen Übersetzer. Trujillo wollte eine keramische Industrie aufbauen und brauchte dazu seine Hilfe. Hans Neumann sollte sich um die Erzeugung von Ziegel- und Fußbodenplatten kümmern und war von nun an Trujillos Privatangestellter. Er bekam 60 \$ für Kost und Logis und 100 \$ Gehalt zu seiner freien Verfügung. Er wohnte zunächst im Hotel Jaragua, dann suchte er sich eine bescheidenere Bleibe und eine Freundin, die ihm Spanisch beibrachte, denn in einem Monat wollte „El Jefe“ Hans wieder sehen und sich mit ihm unterhalten können. Herr Neumann hielt Ausschau nach der richtigen Tonmischung und erkundigte sich nach geeigneten Maschinen, die er in den Vereinigten Staaten fand. Nachdem er zwei Jahre lang die Fabrik aufgebaut hatte, hoffte er Leiter des gesamten Werkes zu werden, aber es kam anders. Trujillo schickte seine Neffen und eine Abordnung in die Staaten, die dort eine spezielle Ausbildung erhielten und das später das Werk leiteten. Hans Neumann war enttäuscht und fühlte sich übergangen, aber der Benefactor hatte bereits eine neue Aufgabe für ihn. Er leitete von nun an das staatliche

Untersuchungslaboratorium. So kam es, dass er am Sonntag die Dopingkontrolle bei den Rennpferden übernahm, wobei die Pferde von Trujillo ausgespart blieben.

Wenn Not am Mann war, half Hans Neumann auch beim Verabreichen von Spritzen an Prostituierte, die alle vierzehn Tag auf Geschlechtskrankheiten untersucht wurden. Diese Frauen erhielten zur Vorbeugung prophylaktisch eine ordentliche Dosis Antibiotika injiziert.

Als einmal eine Leiche auf Mord untersucht werden musste, der Pathologe gerade nicht zur Stelle war, übernahm Hans die Analyse und stellte bei der ersten Probe fest, dass das Opfer vergiftet worden war. Er erzählte mir, dass es eine tödliche Pflanze gibt, deren Giftstoff eine halbe Stunde nach Einnahme, im Körper nicht mehr nachweisbar ist.

Als Trujillos jüngster Sohn, Rafaelito, nach einer schweren Krankheit nicht genesen wollte, musste unser Zeitzeuge, Hans Neumann, über Monate die Leber von Haien extrahieren und die kostbare und stärkende Flüssigkeit, abgefüllt in Flaschen, dem Präsidenten persönlich übergeben. (Wie mich Herr Neumann aufklärte, soll die Dorschleber die Ergiebigste sein, aber in diesem Falle hatte die Haileber eine stärkere Wirkung, außerdem gab es reichlich von ihnen).

Hans Neumann kam zu Ohren, dass Trujillo, der ihn wohl ins Herz geschlossen hatte, ihn mit einer Nichte, die in Paris an der Sorbonne studiert hatte, verheiratet wollte. Das war eine beliebte Masche des Präsidenten, durch den Verwandtschaftsgrad konnte er die Menschen besser kontrollieren und manipulieren. Hilde Domin, die selbst 12 Jahre in der Dominikanischen Republik gelebt hatte schrieb in ihrem Buch "Gesammelte Autobiographische Schriften": "Trujillo sortierte nicht nur die Fachleute mit anwendbarem Wissen für sich aus, Elektroingenieure, Brückenbauer, Ärzte etc. Er nahm Intellektuelle wie Handwerker und Bauern, er beschäftigte sie und er überwachte sie".

Da überkam Hans die Panik (dabei soll sie nach seiner Aussage eine hübsche Mulattin, Hautfarbe: Café con Leche, gewesen sein). Noch bevor Trujillo ihn selbst mit dieser Neuigkeit überraschen konnte, gab er vor nach Mexiko reisen zu müssen, um Erbschaftsangelegenheiten zu regeln. In der Tat hatte Hans einen Cousin in Mexico City, dem er zuvor geschrieben und um ein Visum gebeten hatte. Dieser Cousin reagierte zum Glück auch prompt und Hans konnte bei Trujillo um Urlaub bitten. Er gab ihm großzügig drei Monate frei und reichlich Mittel was seine Reisekosten anbelangte. Natürlich setzte Trujillo voraus, dass er ihn nach drei Monaten wieder sehen würde...

Als die Zeit abgelaufen war, setzte sich Hans Neumann mit der Dominikanischen Botschaft in Verbindung und erklärte, dass er nicht mehr zurückkommen könne. Inzwischen hatte er in Mexiko Emmi Pollock geheiratet, die aus Gelsenkirchen stammte und in Glasgow Malerei studiert hatte.

Hans Neumann lebte von 1941 – bis 1947 in der Dominikanischen Republik. Mexiko ist in der Zwischenzeit jedoch sein Zuhause geworden. Er ist oft nach Europa gereist, hat auch Österreich besucht, ist aber immer wieder gerne nach Mexiko zurückgekehrt. Mit seinen fast 90 Jahren ist er geistig und körperlich noch sehr rege. Er gehört noch zu den Kavalieren der alten Schule, begrüßt die Damen immer noch mit Handkuss. Er ist ein netter, charmanter Unterhalter und nimmt noch an allen Dingen des (nicht nur jüdischen) Lebens teil.

Am 10.10.2000 wurde Hans Neumann 90 Jahre alt und ist immer noch ein rüstiger alter Herr, der täglich seine Spaziergänge macht, ohne Brille liest und auch noch fast alles essen kann. Er ist noch oft unterwegs, nimmt an Gesprächskreisen, Tempelbesuchen, Ballettaufführungen und Reisen teil. Im Januar 2001 hat er eine Schiffsreise unternommen, die ihn nochmals in seinen 6jährigen Aufenthaltsort, Santo Domingo, geführt hat. Er schwelgte in alten Erinnerungen.

Im Sommer 2004 geht es ihm gesundheitlich nicht mehr so gut, aber er ist trotzdem noch rüstig und in der Lage an kleinen Ausflügen teilzunehmen.

Am 22. Juni 2005, nachmittags um 15 Uhr 30 verstarb Hans Neumann in seiner Wohnung in Polanco, im Oktober wäre er 95 Jahre alt geworden. Im Mai war er noch in Ixtapa zu einem Badeurlaub unterwegs. Dort stürzte er auf dem rutschigen Boden des Badezimmers so unglücklich, dass er sich davon nicht mehr erholte. Außer einem Neffen, der in London lebt, hat er keine Angehörigen. Er wurde auf einem kleinen jüdischen Friedhof im Süden der mexikanischen Hauptstadt beigesetzt.

Copyright: Ingrid Decker
[REDACTED]

TELEPHONE
BRANDT 7-6816
CABLE ADDRESS
"DORSA"

DOMINICAN REPUBLIC OFFICE
DAVID J. SCHWITZER, DIRECTOR
HALECON 27
CABLE ADDRESS
CABLE ADDRESS
"DORSA"

DOMINICAN REPUBLIC SETTLEMENT ASSOCIATION, INC.

165 BROADWAY
SUITE 1627
NEW YORK

BOARD OF DIRECTORS

JAMES N. ROSENBERG, PRESIDENT
JOSEPH A. ROSEN, VICE-PRESIDENT
LEON FALK, JR., CHAIRMAN EX. COM.
BERNHARD KAHN, TREASURER
S. RUBY F. MOSES, ASST. TREASURER
JOHN CLANCY, SECRETARY
MRS. REBECCA HOURWICH REYHER
EXECUTIVE SECRETARY


JOSEPH C. HYMAN
RUFUS M. JONES
ALEXANDER KAHN
EDMUND I. KAUFMANN
LOUIS KENEDY
CLARENCE E. PICKETT

IRVING A. SARTORIUS
DAVID J. SCHWITZER
WILLIAM B. THALHINI
RAFAEL L. TRUJILLO
ALFRED WAGG, 3RD
GEORGE L. WARREN



REPÚBLICA DOMINICANA
SECRETARÍA DE ESTADO DE SANIDAD Y ASISTENCIA PÚBLICA
LABORATORIO NACIONAL

Certifico que desde el 1 de Septiembre del año
1943 el señor Hans Neumann, Ingeniero Químico,
está prestando servicios en el Laboratorio Nacio
nal, como Técnico en la Sección de Química General
y Bromatología.


Dr. F.A. Defilló
Director del Laboratorio Nacional.

Ciudad Trujillo, 24 de Enero de 1947.



Rafael Leonidas Trujillo Molina

Presidente de la República Dominicana

En virtud de las atribuciones que me confiere el artículo 49 de la
Constitución del Estado, he resuelto nombrar a

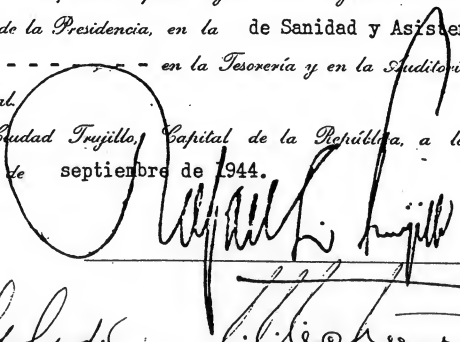
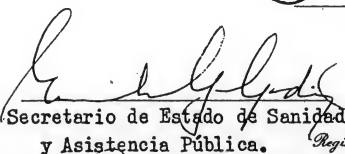
HANS NEUMANN

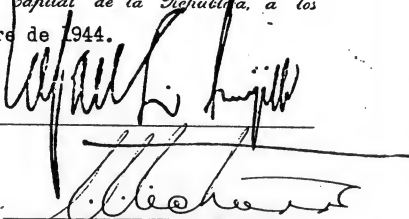
Auxiliar Técnico del Laboratorio Nacional.

efectivo el día de toma de posesión.

Este nombramiento, para los fines legales, será registrado en la
Secretaría de Estado de la Presidencia, en la de Sanidad y Asisten-
cia Pública - - - - - en la Tesorería y en la Auditoría
y Contratación General.

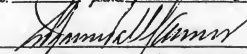
Dado en Ciudad Trujillo, Capital de la República, a los
9 - - días del mes de septiembre de 1944.



Secretario de Estado de Sanidad
y Asistencia Pública.


Secretario de Estado de la Presidencia

Registrado:

N.º 3658 fecha 11 de Sept. 1944. N.º 47295 fecha 9 de Sept., 1944.


Oficial Mayor de la Secretaría de
E. de Sanidad y Asistencia Pública.


Ayudante del Secretario de Estado



GENERALISIMO RAFAEL L. TRUJILLO MOLINA

BENEFACTOR DE LA PATRIA.

OFICINA PARTICULAR

Ciudad Trujillo,
Distrito de Santo Domingo,
17 de mayo de 1943.

Señor
Hans Newmann,
Ciudad.

Muy señor mío:

Con la presente tengo el gusto de remitirle el cheque No.179, librado a su favor por la suma de \$128.00 (Ciento Veintiocho pesos 00/100), para cubrir los gastos en que incurrió usted en relación con los análisis de tierra para el establecimiento de un tejero.

Ruégole avisar recibo de esta remesa.

Muy atentamente le saluda,

R. Páino Pichardo.

H
hmv



EIDGENÖSSISCHES
JUSTIZ- UND POLIZEIDEPARTEMENT

POLIZEIABTEILUNG
ARBEITSLAGER FÜR EMIGRANTEN

Ref. Nr. Sp.

Bitte in der Antwort angeben

ZL 630

Zürich, den 30. Mai 1940
Eidg. Techn. Hochschule, 41a,
Tel. 2 69 77.

Einschreiben.

Herrn
Hans Neumann,
Emigrantenlager,
Girenbad/Hinwil.

Auf Grund der Ihnen von der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes zugegangenen Einweisung in ein Arbeitslager für Emigranten haben Sie am

Freitag, den 31. Mai 1940, 14.00 Uhr

~~14/14/~~ bei

Herrn Dr. W. Amstad, Hinwil

zur ärztlichen Untersuchung zu stellen. Sollten Sie aus Krankheitsgründen zu dieser Untersuchung nicht erscheinen können, so haben Sie vorher ein ärztliches Zeugnis an die unterzeichnete Zentralleitung einzusenden.

Falls Sie tauglich befunden werden, so reisen Sie am

nach dem Arbeitslager für Emigranten:

ab. Die Verfügung über die Einweisung in ein Arbeitslager durch das Eidg. Justiz- und Polizeidepartement, sowie dieses Aufgebot haben Sie bis zum Eintritt ins Lager auf sich zu tragen und dort der Lagerleitung abzugeben.

Persönliche Ausrüstung: Ausgangskleider- und Schuhe, Arbeitskleider (unter den Ueberkleidern zu tragen: Hose & Pullover), Leibwäsche, Handtücher, Waschlappen, für je drei Wochen, Zahnpasta, Zahnbürste, Seif, Rasierzeug, Hausschuhe, event. Wetterschutz.

Bahnбилет: Gegen Vorweisung des beiliegenden Ausweises erhalten Sie das notwendige Bahnбилет.

Beilage:
Ausweis

ARBEITSLAGER FÜR EMIGRANTEN
Der Chef der Zentralleitung

Otto Zaugg
(Otto Zaugg)

RUTH DEUTSCH LECHUGA



Ruth Deutsch – Lechuga

Ruth Deutsch wurde im Februar 1920 in Wien geboren. Da sie so kurz nach dem Ersten Weltkrieg das Licht der Welt erblickte, war ihre frühe Kindheit und Jugend von Knappheit und Entbehrungen geprägt. Sie gewöhnte sich daran, nicht alles haben zu müssen, wonach das Herz verlangte und was einem jungen Menschen damals vorschwebte. Sogar in späteren Jahren, selbst bis heute, hat Ruth Deutsch den Mangel der frühen Jahre nicht vergessen und geht sorgsam mit allen Dingen des Lebens um, bis hin zu den Lebensmitteln.

Ihr Vater, Arnold Deutsch, war von der Gesinnung ein Linker, obwohl er kein Kommunist war. Er war Kaufmann und schätzte die schönen Künste. Arnold Deutsch war bereits in Wien geboren. Seine Mutter kam aus Mislitz, in der Tschechoslowakei, wo auch noch einige ihrer Verwandten lebten. Die Zeit der Sozialdemokraten unter Dollfuss und Schuschnigg hat Ruth noch in guter Erinnerung, besonders dadurch, dass Dollfuss' Leben am 25.7.1934 jäh mit seiner Ermordung endete:

Engelbert Dollfuss wurde am 4.10.1892 geboren und starb am 25.7.1934 eines gewaltsamen Todes, er wurde erschossen. 1931 wurde er Minister für Land- und Forstwirtschaft, 1932-1934 Bundeskanzler und Außenminister. Im März 1933 schaltete Dollfuss das Parlament aus, verbot 1933 die NSDAP, die Kommunistische Partei und den Republikanischen Schutzbund. Nach den Februartkämpfen 1934 verbot er auch die Sozialdemokratische Partei und ließ als einzigen politischen Willensträger die Vaterländische Front zu. Er regierte mit Notverordnungen und führte das Standrecht und die Todesstrafe wegen des national-sozialistischen Terrors ein. Mit der Maiverfassung schuf er 1934 einen autoritären Ständestaat und stützte sich vor allem auf die Katholische Kirche, die Heimwehr und die Bauern. Im Jahre 1934 schloss er mit dem Heiligen Stuhl ein Konkordat und räumte durch die "Römischen Protokolle" mit Italien und Ungarn Mussolini bedingten Einfluss auf die österreichische Innen- und - Außenpolitik ein. Er wurde beim national sozialistischen Juliputsch ermordet, nachdem schon im Oktober 1933 ein Attentat auf ihn verübt worden war.

Februartkämpfe 1934

Am 12. Februar 1934, um punkt 6.30 in der Frühe, begann das Feuer des Schutzbundes, das gegen den Willen der Parteiführung eröffnet wurde. Die Gegensätze zwischen Sozialdemokraten und Republikanischer Schutzbund, (der 1933 verboten wurde) einerseits und den Christlich-Sozialen und Heimwehr bzw. der Regierung andererseits, (Erste Republik) führten in jenen Februartagen 1934 zum Bürgerkrieg. (12. – 15. Februar) Innerhalb von drei Tagen schlugen Militär, Polizei, Gendarmerie und Heimwehrverbände den Aufstand nieder. Zentren des mit Artillerieeinsatz niedergekämpften Widerstands in Wien waren Arbeiterheime und Gemeindebauten (Karl Marx Hof, Goethe-, Sandeleiten, Reumannhof u.a.). Die

unorganisierte Aufstandsbewegung scheiterte hauptsächlich daran, dass der von der Sozialdemokratischen Partei ausgerufene Generalstreik nicht durchgeführt wurde. Am 15. Februar brach der Widerstand zusammen. Die Februarkämpfe kosteten nach offiziellen Angaben über 400 Menschen das Leben, knapp tausend wurden verwundet.

Die Wohnung der Familie Deutsch lag in der Nähe des Gemeindehauses, von dort hallten die Schüsse des Aufstandes zu der damals 14 jährigen Ruth herüber, so dass sie auch heute noch bei jedem lauten Gräusch aufschreckt, denn ihr sitzt die Angst vor Gewalt immer noch in den Gliedern.

Die Familie

Ihr Vater klärte sie bereits früh über Politik auf und brachte ihr bei, dass eine Sozialdemokratische Regierungsform die einzig humane und einigermassen gerechte sei. Arnold Deutsch war nicht religiös, er wollte eigentlich überhaupt nichts von Religion wissen, während Ruth's Grosseltern mütterlicherseits, die Familie Reis, die jüdischen Feiertage einhielten. Nicht nur die politische Gesinnung des Vaters war für Ruth ein Leben lang Vorbild, sondern auch seine ausgeglichene lebenswürdige Art und sein Verständnis für jeden. Die Mutter, Angela Deutsch geborene Reis, war eine warmherzige, hilfsbereite und gutmütige Frau, die niemandem etwas abschlagen konnte. Die Großmutter mütterlicherseits, eine gebürtige Polin, starb bereits vor dem Krieg in Wien. Ruth erinnert sich noch heute an ihren polnischen Akzent und wie sie sich in jungen Jahren dessen geschämt hatte. Heute, sagt sie, spricht sie selbst keine Sprache akzentfrei, rede sie Englisch, hört man ihre deutsche Betonung heraus und wenn sie Spanisch redet, merken die Leute auch, dass sie keine Einheimische ist.

Schulzeit

Ruth wuchs mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder, Hans, in Wien auf, und die Eltern taten alles erdenkliche, um ihren Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Ruth besuchte in Wien das Realgymnasium: sie und eine Klassenkameradin waren die einzigen jüdischen Schüler an der ganzen Schule. Mit ihrer einzigen Vertrauten verband Ruth eine herzliche Freundschaft. Die beiden Mädchen besuchten sich gegenseitig zu Hause und verbrachten ihre Freizeit miteinander, während sie zu den anderen Mitschülern in den 8 Jahren ihrer Schulzeit privat überhaupt keinen Kontakt hatten. Ruth wusste, dass die Wiener sehr zurückhaltend und verschlossen fremdartig gegenüber sind, deshalb wunderte sie sich nicht, dass sie 8 Jahre lang mit jungen Wienern die Schulbank geteilt hatte und sie nicht einmal in einen Wiener Haushalt eingeladen wurde.

Worüber sie sich aber sehr wunderte war, dass die unzugänglichen und zugeknöpften Wiener den deutschen Truppen einen kolossalen Empfang bereiteten und plötzlich in Verzückung und Massenhysterie ausbrachen, als Hitler ihnen sein "Heil" bringen wollte. Zigtausender -sonst so distanzierter Wiener- jubelten, schrien, tanzten und winkten euphorisch den neuen Helden der NSDAP

zu. Was Ruth weiter noch sehr beeindruckte, war der Einmarsch der deutschen Truppen auf dem Wiener Heldenplatz. Wie sie im Gleich- und Stehschritt -mit versteinigten Mienen wie Roboter, gefühlscalte Maschinen oder aufgezogene Marionetten- überexakt marschierten und sich so dem Regime unterwarfen. Sie empfand es irgendwie unmenschlich, entwürdigend, dass diese Menschen sich der Drillübung, die eher an eine Dressur bei Tieren erinnerte, mit so viel Virtuosität und Bravour hingaben.

ABSCHIED

Gegen all das, was sie als junges Mädchen erlebte, war sie erzogen worden und mit ihren 18 Jahren war ihr bereits klar, dass sie in so einem Land nicht leben könne. Sie wusste auch, wenn sie einmal weggeht, wird es kein Zurück mehr für sie geben. Nach der "Kristallnacht" ist der Familie klar, dass sie Wien so schnell wie möglich verlassen müssen und sie bemühen sich ins Ausland zu kommen. Zunächst versuchten sie nach Holland auszuwandern, da angeblich dort eine gewisse Toleranz gegenüber Juden herrschte. Aber sie wurden nicht aufgenommen, nur der damals 15jährige Hans konnte, da er Minderjährig war, ungefähr 6 Wochen in Holland bleiben. Dann holte ihn die Familie wieder ab, da ihr Schiff Anfang 1939 den Hafen von Vlissingen verliess, das sie über Amerika nach Mexiko bringen sollte. Es war ein recht altes und klappriges Schiff, das wohl seine letzte Reise mit den Exilanten angetreten hatte. Der Weg führte zunächst über New York, wo sie in Ellis Island eine Nacht blieben. Ruth wunderte sich über die neue Freiheit, denn sie fühlte sich hier in Ellis Island eingezwängt und eingekerkert. Ein Cousin des Vaters, der ihn New York lebte, holte sie aber sehr bald dort heraus. Und hier in Ellis Island -praktisch ein Gefängnis, mit Blick auf die Freiheitsstatue- feierte Ruth ihren 19. Geburtstag.

ZWISCHENSTATION IN ELLIS ISLAND

Es war nie die Absicht der Familie Deutsch in Nordamerika zu bleiben, da sie sowieso ihr Visum für Mexiko hatten, denn in Mexiko lebten bereits Familienangehörige, die sich für ihre Verwandtschaft verbürgt hatte. Die tschechische Großmutter, die Mutter von Arnold Deutsch, kam später nach Mexico. Alle Geschwister, väterlicher- wie mütterlicherseits konnten sich nach Mexiko retten. Die entfernte Verwandtschaft, die in Europa geblieben war, blieb für immer verschollen.

ANKUNFT IN MEXIKO

Ende Februar 1939 kamen die Eltern Deutsch mit ihren beiden Kindern in Mexiko City an. Natürlich dauerte es einige Zeit bis sie sich eingelebt und die Sprache eingemessen erlernt hatten. Ihre erste Wohnung bezog die Familie in der Calle Amsterdam, Ecke Yucatan. Bevor sie endgültig 1956 in die Calle Pachuca zogen, lebten sie noch eine Weile in der Artikula 123.

Sie alle genossen das ganz andere Leben, das herrliche Klima, das Anderssein der Menschen. Die sonntäglichen Spaziergänge im Alameda-Park, wo an Sonn- und-Feiertagen die Musikkapelle gratis spielte. Sie wurden vertraut mit dem bislang ungewohnten Geruch und Geschmack der frischgebackenen Maistortillas,

die sie an allen Ecken der Stadt kaufen konnten. Damals gab es noch keinen chaotischen Strassenverkehr und die Luft war noch sauber und kristallklar. Mexiko City hatte durch seine Höhe (2.240 m ü. M.) ein sehr gutes und gesundes Klima. Es war ein regelrechter Luftkurort. In der näheren Umgebung gab (und gibt es noch) bedeutende Heilquellen. Die Badeorte -in der Nähe der Hauptstadt- wurden damals schon von Heilsuchenden stark frequentiert und sind heute noch beliebte und bekannte Besucherziele.

ERKUNDUNG DES LANDES

Vater, Arnold Deutsch, konnte hier in Mexiko mit Begeisterung seinem Hobby nachgehen, der Archäologie. Am Wochenende nahm er seine Familie mit zu den entlegendsten Plätzen. Manchmal machte er die Wochenendentdeckungsfahrten mit Ruth alleine. Laut Ruth gibt es keinen alten Stein, keine prähispanische Mauer oder Ausgrabung, die sie nicht besucht hat. Vater Deutsch hatte sich schon in frühen Jahren in Wien mit ägyptischer und griechischer Kunst und Kultur befasst und nun hatte er herrliche Vergleichsmöglichkeiten. Ruth's Vater starb 1991 mit 96 Jahren in Mexiko City, er war in jeder Beziehung ihr grosses Vorbild gewesen.

DAS MEDIZINSTUDIUM

Ruth Deutsch war gerade 19 Jahre alt, als sie mexikanischen Boden betrat. Sie hatte noch rechtzeitig in Wien ihr Abitur gemacht, aber durch die neuen Gesetze der Nazis in den 30er Jahren, wäre sie sowieso für ein Studium nicht zugelassen worden, da sie jüdischen Glaubens - und auch noch eine Frau war. Sie sagte: "Auch wenn kein Hitler gekommen wäre, hatte es einen "Numerus Clausus" gegeben, wobei ich weder als Frau und schon gar nicht als Jüdin eine Chance gehabt hätte zu studieren". An Mexiko schätzte Ruth sehr, dass jeder Einwanderer, der das Dokument FM3 (Aufenthaltsgenehmigung) erhält, die Freiheit hat, zu tun was ihm gefällt. Und so hatte sie die Möglichkeit Medizin zu studieren. Ausserdem hat Ruth in Mexiko eine Demokratie gespürt, die sie in ihrem Heimatland schmerzlich vermisste. Bereits während ihres Studiums arbeitete Ruth im Labor des alten "Hospital Americano" in der Strasse Gabino Barreda, wo sie auch nach dem Studium blieb. Als dieses geschlossen wurde, arbeitete sie weiter für ihren Chef, einem Herrn Pilz, der zusammen mit seiner Frau ein eigenes medizinisches Laboratorium eröffnete. Als Herr Pilz starb, übernahm Ruth die Leitung des medizinischen Instituts und überwies der Witwe jeden Monat eine Rente aus dem Erlös des Unternehmens. Später eröffnete Ruth ihr eigenes Labor -in der Calle Reforma- und arbeitete in der Hauptsache für die Amerikanische Botschaft. Sie untersuchte das Blut der Emigranten, die nach Amerika auswandern wollten, auf irgendwelche Viren oder Krankheiten, damit sie keine ansteckenden Seuchen ins Land schlepten. Als dieser Zweig der amerikanischen Botschaft nach Ciudad Juarez verlegt wurde, gab sie ihrem Leben eine Wende und widmete sich von nun an einer ganz anderen Tätigkeit.

Im Jahre 1951 hatte Ruth Deutsch den Röntgenarzt, Carlos Lechuga, geheiratet, den sie bereits während ihres Studiums kennengelernt hatte. Gemeinsam mit

ihrer Mann und ihrem Vater hat sie viele Entdeckungsreisen durch Mexiko gemacht. Ruth übertrug auf Carlos Lechuga –schon bei den ersten gemeinsamen Streifzügen- ihrer Begeisterung für die Natur, die alten Kulturen und die Liebe zu den Indios, und er liess sich mit Leichtigkeit von ihrem Enthusiasmus anstecken.

HOBBY WIRD ZUM BERUF

Schon während ihrer ersten Erkundungsreisen durch Mexiko hatte Ruth kleine handgearbeitete Objekte erworben, die damals nur wenige Groschen kosteten. Mit der Zeit entstand eine stattliche Sammlung an kunsthandwerklichen Gegenständen. Und so machte Ruth Lechuga Anfang der 70er Jahre ihr Hobby zu ihrem Beruf und arbeitete zunächst als Berater- und Einkäuferin für "Arts and Crafts" bei FONART, dem "Fondo Nacional para el fomento de las Artesanías", d. h. dem staatlichen Institut für Volkskunst.

Die Arbeit unter dem Mikroskop hat ihr aber mindestens genauso viel Spannung, Begeisterung und Faszination beschert, wie die Beschäftigung mit der mexikanischen Kunst, denn in beiden Berufen gab es immer etwas Neues zu entdecken. Danach arbeitete Ruth Lechuga Deutsch 17 Jahre lang im "Museo de Artes e Industrias Populares" (Museum für Volkskunst), zusammen mit Teresa Pomar. Für Ruth war dies eine neue Herausforderung, da sie es vor allem auch hier wieder mit Menschen zu tun hatte. Es waren Indios, mit denen sie auf den Dörfern und entlegenen Plätzen verhandelte, um Museumsstücke zu erwerben. Da Ruth sich sowieso mehr für Menschen als für Steine interessierte, kam ihr dieser Wechsel sehr gelegen. Mit Teresa Pomar organisierte sie Wettbewerbe und Ausstellungen, die sie auch dreimal nach Europa führten, wo Mexiko an einem internationalen Kulturaustausch teilnahm.

EUROPAREISEN

Die erste Ausstellung fand in einem kleinen Dorf in der Toscana statt, wobei sie später noch einige Tage in Venedig blieb. Anfang der 90er Jahre verbrachte Ruth kurze Zeit in Andalusien, wo sie mit einem Katalog von Rafael Coronel unterwegs war. Sie besuchte Elche, Barcelona und Madrid.

Ebenfalls in den 80er Jahren flog Ruth Deutsch Lechuga als Abgesandte des "World Craft Council" zu einem 2 wöchigen Kongress nach Wien. Dies war nach vielen, vielen Jahren die erste und letzte Begegnung mit ihrer Heimatstadt. Sie ist immer noch fasziniert von dieser schönen Stadt, und sie meinte, wenn man ein Dach über Wien ausbreitet, hat man ein gigantisches Museum. Jedoch mit der Mentalität der Menschen kam sie auch dieses Mal nicht zurecht. Den Charakter eines Menschenschlages/Volkes verändert man nicht, auch nicht nach vielen Jahren, meint sie. Ruth war mit ihrem Vater und der Stiefmutter nach Wien gereist, dort hatte sie sich –wie auch in Mexiko- etwas folkloristisch gekleidete. Als Ruth eines Tages in der Stadt unterwegs war und mit ihrer Stiefmutter Spanisch redete, kommentierten Passanten lauthals und ohne Hemmungen ihre wohl für Wiener Verhältnisse unangebrachte Kleidung: "Was bildet die Alte sich denn ein, so herumzulaufen – und was sie überhaupt für eine komische Sprache spricht..." Da

wusste Ruth, dass sich nichts am Kleinbürgertum der Wiener geändert hatte. Dies war ein Grund mehr, ihrer Heimatstadt für immer den Rücken zu kehren.

AUFKEIMENDES HEIMWEH?

Trotz allem überkommen Ruth manchmal Erinnerungen, Sehnsüchte und Gelüste. Dann steigen ihr im Geiste die herrlichen Düfte von Germknödel oder Griebenschmalz in die Nase und sie denkt dann an die vielen verschiedenen Kuchensorten oder an die früheren Heurigen-Besuche. Diese Versuchungen löscht sie aber sogleich aus ihrem Gedächtnis, indem sie sich sagt, wie kalorienreich und ungesund diese Lebensmittel für sie doch sind.

MUSEUM LECHUGA

Seit 1956 bewohnt die Familie Deutsch bereits die Wohnung im Künstlerviertel, in der Calle Pachuca, in der Colonia Condesa. Zunächst bewohnte eine Tante, die Schwester ihres Vaters eine Wohnung im 2. Stock des Gebäudes, zu ihr gesellte sich später die mit ausgewanderte Grossmutter. Dann zogen die Deutsch's zu viert in die Nebenwohnung der selben Etage.

Die Altbauwohnungen in der Calle Pachuca sind grosszügig angelegt und lichtdurchflutet. Jedoch blieb Ruth am Anfang nur ein Zimmer, indem sie ihre erworbenen Schätze, ihre mit Leidenschaft gesammelten Kunstwerke aufbewahren konnte. Kisten und Kartons stapelten sich unter ihrem Bett, diese verhiinderten, dass sich Türen weit öffnen liessen, sie verstopften Ecken und freie Plätze. Erst als ihr Bruder Hans eine eigene Wohnung bezog, (später zog er mit seiner amerikanischen Frau in die USA, wo er eine gute Arbeitsstelle gefunden hatte) konnte sie sich in seinen Räumen ausbreiten, aber auch das reichte für ihre vielen Kostbarkeiten nicht aus. In dieser Wohnung lebte Ruth's Mutter, bis sie 1961 starb.

Als Grossmutter und Tante in der angrenzenden Nebenwohnung gestorben waren, erwarb Ruth dieses Apartment und mit einem Durchbruch vergrösserte sie ihre Ausstellungsräume, die heute wiederum nicht für ihre reichhaltigen Sammlungen ausreichen. Jetzt, im Jahre 2000 ist sie dabei eine dritte Wohnung zu kaufen, damit alle ihre Ausstellungsstücke besser zur Geltung kommen.

Sie ist nicht nur eine Spezialistin für Masken aus allen mexikanischen Regionen, die an Lebendigkeit und Formenreichtum kaum zu übertreffen sind. Ruth kauft und sammelt auch Textilien aller Art, die aus Naturfasern hergestellt -und mit der mannigfaltigsten Farbpalette- mit Stickmotiven versehen sind. Auf den Märkten kleiner Dörfer erwirbt sie Tonkrüge und Töpfe in grosser Vielförmigkeit, und manche von ihnen haben bereits als Haushaltsgegenstände der Dorfbewohner gedient. Körbe grob oder fein geflochten, in allen Variationen zieren ihre Wände und Regale. Sie sammelt naive, handgemachte Krippenfiguren, die aus den verschiedensten Materialien, wie Holz, Ton oder Marzipan hergestellt wurden, die in den verwegendsten Farben und mit künstlerischsten Mustern und Motiven verziert sind. Das Land bietet eine Fülle von traditionellen Dingen, die nur bei Festlichkeiten verwendet werden und die seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle

bei den Ritualen spielen. Es kommt Ruth nicht darauf an, irgendein –für den Laden gefertigtes- Stück zu erstehen, es muss mit den Menschen und ihrer Tradition in Verbindung gestanden haben. Die Masken oder Textilien müssen die Haut berührt, den Schweiß, Tränen, Freude oder Leid des Trägers gekostet haben. Ruth Deutsch Lechuga beherbergt in ihrem privaten Museum

ca. 1.200 Masken
über 2.000 Textilien

Mit den Zinnfiguren, den Körben, Töpfen, Krügen, Spielzeug, filigrane Schnitzereien aus Knochen, der Schar von kunstvollen Kämmen mit Tiernativen, Lackarbeiten und religiösen Gegenständen, besitzt Ruth Lechuga mehr als 10.000 Ausstellungsstücke.

An Fotos und Negativen besitzt sie mehr als 20.000.

Ruth Lechuga hat für die Vergrößerung ihres Museums –mit dem 3. Apartment-einen einmaligen Zuschuss vom FONCA, "Fondo Nacional para la Cultura y las Artes" (staatliche Förderung für Kunst und Kultur) erhalten. Ebenfalls bekam sie eine kleine Beihilfe von Banken und Archäologen. Aus Österreich bezieht Ruth eine geringfügige Rente. Ansonsten ist sie auf Eintrittsgelder der Besucher durch ihre "Schatzkammern" angewiesen. Durch ihre Sammlung häuft Ruth keine grossen Reichtümer an, sondern hütet den Nachlass zahlreicher Ethnien Mexikos, die heute immerhin noch 56 Sprachen sprechen.

Ruth Deutsch Lechuga ist trotz ihrer 80 Jahre noch eine sehr aktive, rege und bewundernswerte Frau. Auch wenn sich mit den Jahren einige Altersgebrechen in ihr Leben schleichen, so führt sie trotzdem ihre Arbeit weiter und hat noch viele Pläne.

Sie schreibt weiterhin Bücher, über Mexiko's Wurzeln, über Masken und ihre Herkunft und erklärt ihre Bedeutung und kennt ihre Hintergründe. Im Moment arbeitet sie an einem Buch in englischer Sprache für die Universität in Oklahoma.

RUTH DIE POLITIKERIN

Mexiko ist für Ruth Deutsch Lechuga zur Heimat geworden. Sie ist mit ihren 80 Jahren immer noch dabei für dieses Land zu kämpfen und Sorge zu tragen, dass es sich eines Tages doch zum Besseren und Gerechteren verändert. Und deshalb ist sie –trotz ihres Alters und ihrer zarten körperlichen Konstitution- noch politisch für die Partei "PRD", und Cuauhtémoc Cárdenas' tätig. Dann bricht der sozialdemokratische Geist ihres Vaters durch, der sie seit ihrer Kindheit geprägt hat - und den sie bis heute beibehalten hat.

Ruth Lechuga legt grossen Wert darauf zu betonen, dass sie selbst, ihre Familie, so wie viele andere Exilanten, ihr neues und hoffnungsvolles Leben dem damaligen Präsidenten von Mexiko, Lázaro Cárdenas, zu verdanken haben.

Deshalb unterstützt sie auch heute noch als aktives Mitglied die politische Partei PRD, dessen Parteivorsitz heute sein Sohn, Cuauhtemoc Cárdenas, führt. (Nachdem ich an einem Frühjahrstag im Jahre 2000 den Nachmittag mit Ruth Lechuga verbracht hatte, war der Abend einer Versammlung mit der Partei und mit dem Parteivorsitzenden, Cuauhtemoc Cárdenas, gewidmet. Auf meine Frage, ob sie mit dem Taxi zur PRD-Veranstaltung fahre, antwortete sie mir, dass sie auf kurzen Strecken immer noch selbst mit ihrem alten VW-Käfer fährt, was mir wegen ihrer schlechten körperlichen Verfassung allerdings ein wenig riskant vorkam).

So wie der damalige Präsident von Mexiko, Lazaro Cárdenas, in den 40er Jahren jüdischen Verfolgten die Einreise und Aufenthaltsbewilligung nach Mexiko erteilte, hat auch Gilberto Bosques, der zu jener Zeit als mexikanischer Botschafter in Marseille tätig war, viele Menschenleben gerettet. Auch er handelte aus fester innerer Überzeugung und erteilte den hilfesuchenden, heimatlos gewordenen Menschen, die überlebenswichtigen Einreisepapiere. Im Januar 1939 trat Gilberto Bosques in den diplomatischen Dienst, zunächst als Generalkonsul in Paris. Durch seine Initiative rettete er tausende von Spaniern und etlichen Hundert Deutschen und Österreichern das Leben. Später stellte er den Hilfesuchenden in der mexikanischen Vertretung in Marseille ihre Visa aus. In der Zeit von 1930 bis 1942 hat er seiner Schätzung nach um die sechstausend Menschenleben gerettet. Spezialisten aber gehen davon aus, dass es rund Zehntausend waren.

Abschliessend bemerkte Ruth Lechuga noch: "Wären seinerzeit noch andere Länder, wie z. B. die grossen, reichen USA dem Beispiel Mexikos gefolgt, hätten wesentlich mehr Menschenleben gerettet werden können. Aber die USA haben gar nicht daran gedacht, die Einwanderer-Quote hinaufzusetzen, obwohl sie Anfang der 40er Jahre schon wissen mussten, dass die Juden in Europa keine Zukunft mehr hatten."

Zitate aus "ARTES DE MEXICO", einer Zeitschrift, die sich auf mexikanische Kunst und Besonderheiten spezialisiert hat. Mit der Ausgabe Nr. 42, "ARTE POPULAR", hat man Ruth Lechuga ein ganzes Heft gewidmet:

Und so schreiben sie über Ruth Lechugas Museum:

"Nicht nur die dekorativen handgearbeiteten Elemente überfluten die Räumlichkeiten, auch die einfachen Dinge des täglichen Gebrauchs werden hier ausgestellt und dem Besucher präsentiert."

"Die Kunst Mexikos in seinem Reichtum zeigt uns, dass das Land viel grösser ist als seine Probleme".

"Mehr als ein halbes Jahrhundert hat Ruth auf ihren Reisen in den hintersten Winkeln Mexikos nach Objekten geforscht, gesucht und gefunden, denen sie dann nicht widerstehen konnte, die sie heute in ihrer Wohnung ausstellt".

"Wer könnte, nachdem er diese magische Stätte durchdrungen hat, die tiefe Ergriffenheit, Bezauberung, die Passion, Erregt- und Entrücktheit ignorieren, die hunderte von Masken an den Wänden der hohen Räume verursachen? Wer kann sich der Verzückerung entziehen, die vielen Textilien zu bewundern, die Ruth Lechuga in ihren grossen Schränken aufbewahrt, die Miniaturen und die Keramik, die man in den diversen Vitrinen –die förmlich überquellen- bestaunen kann? Wer könnte je die Mannigfaltigkeit der Totenmasken vergessen, die aus Draht, Papier, Zucker oder Ton gefertigt im Schlafzimmer dominieren, dessen Wände in einem lebendigen, kräftigen, mexikanischen Rosarot gehalten sind?"

Ruth selbst schrieb:

„Ich habe die Dörfer und Gemeinden nicht deshalb besucht um irgendetwas zu kaufen, sondern um zu wissen, wie und weswegen diese Dinge hergestellt wurden. Es war mir immer wichtig, die Sprache der Künstler und Hersteller zu verstehen. An die Frauen heranzutreten, Kontakt mit ihnen zu haben. Dies ermöglichte mir, über ihre Kultur und ihre Art zu leben zu erfahren und alles was sich rundherum abspielt. Auf einmal öffnet sich ein großer Horizont auf die Objekte, die man plötzlich zu sammeln wünscht. Es gibt immer eine geschichtliche Vergangenheit um meine Objekte und das ist das Geheimnis meiner Sammlung".

"Meine Kollektion, die ich zeige, ist dazu da, die verschiedendsten Wurzeln des Landes Mexiko's zu präsentieren und so können die Menschen das Abenteuer erleben, ihr eigenes Land kennenzulernen, das ist doch schon viel wert, also habe ich nicht umsonst gelebt!"


DER TOD RUTH LECHUGAS

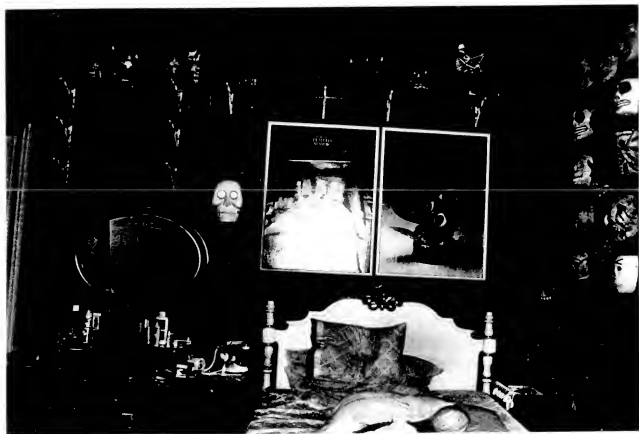
Geschwächt von Altersgebrechen starb Ruth Deutsch Lechuga am 20. September 2004 im Alter von 84 Jahren in ihrer Wohnung. Noch im Juli 04 hatte ich mit ihr telefoniert, ihre Stimme klang schwach. Als ich anrief, wurde sie von zwei Betreuerinnen versorgt. Gerne hätte ich ihre Sammlung, die nun in drei Wohnungen verteilt war und die ich noch nicht kannte, gesehen. Ruth wird mich am Telefon auch nicht mehr erkannt haben, obwohl ich Deutsch mit ihr sprach. Es blieb bei diesem kurzen letzten Gespräch. Heute tut es mir leid, dass ich sie nicht einfach mit einem kleinen Blumenstrauß unangemeldet besucht habe.

Ich erinnere mich noch an ihre Worte, die sie beim Begehen ihres rosa Schlafzimmers sprach, das über und über mit Totenmasken und Skeletten bestückt war, was mir reichlich makaber vorkam: „Eines Tages, wenn ich tot in meinem Bett liege, werde ich selbst Teil dieser Totensammlung sein“.

Ein Teil ihrer Kollektion der mexikanischen Volkskunst wird nun dem Franz Meier-Museum überlassen. Ihre einzigartige Privatsammlung der Volkskunst - „Arte Popular“- wurde in eine Stiftung umgewandelt. Die mehr als 20.000 Negative gehen an die Spezial-Zeitschrift „Artes de Mexico“. Die Anfänge dieser Fotos von Ruth Deutsch Lechuga stammen aus dem Jahre 1948.

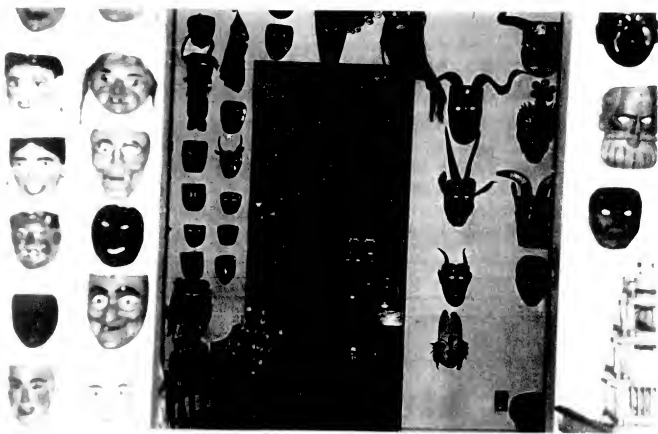
Wenige Tage vor ihrem Tod besuchte der Politiker Cuauhtemoc Cardenas Ruth an ihrem Krankenbett. Trotz ihrer schweren Krankheit vergaß sie für wenige Momente ihre Schmerzen. Sie freute sich über den Besuch des vertrauten Menschen, dessen Vater ihr und ihrer Familie das Leben gerettet hatte. Sie lag zwischen den gesammelten Totenmaskern und lächelte ihrem alten Freund entgegen.

Copyright: Ingrid Decker
germany




Das Schlafzimmer mit ihrem Bett inmitten von Totenmasken





Martha Winkler



Mexikanische Landschaft,
Gemälde von Martha Winkler

MARTHA WINKLER UND DIE ÜBERSETZUNG

Martha Winkler, geborene Schwarz, lernte ich in Mexiko kennen. Man hatte sie mir als Übersetzerin empfohlen. So suchte ich sie eines Nachmittags in ihrer Wohnung auf

Sie empfing mich einem blauen Auge und einer verbundenen Hand, ansonsten jedoch recht lebhaft und munter, gar nicht beeinträchtigt von ihrem Sturz am Vortag in ihrer eigenen Wohnung. Wir verbrachten einen interessanten und kurzweiligen Nachmittag und plauderten aus unserem Leben.

Martha Winkler war von Haus aus Ärztin, und ebenso Laborärztin wie Ruth Lechuga, die sich beiden kannten und schätzten. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, dass sie Natalia Trotzky kannte, die ja noch viele Jahre nach dem Tod ihres Mannes in Coyoacan lebte, bevor sie nach Paris ging und dort verstarb. Wenn sich Natalia krank und elend fühlte, nahm Martha Winkler ihr das Blut bei ihr zu Hause ab, um es im Labor zu untersuchen.

Frau Winkler ist eine vielseitige und belesene Frau und eine begeisterte und begabte Hobbymalerin genau wie ihr Ehemann, Janusch = Hans, der vor wenigen Jahren an Lungenkrebs starb. Sie ist zwar immer noch an vielen Dingen interessiert, geht jetzt aber mehr in der Familie auf, erfreut sich an ihren Kindern und Enkeln und ist vor allem mit ihrer Gesundheit beschäftigt, denn eine Verletzung am Oberarm macht ihr zusätzlich noch zu schaffen.

Martha Winkler stammt aus einer liberalen jüdischen Familie. Sie wurde 1918 in Ungarn geboren, kam aber bereits 1923 mit ihren Eltern nach Mexiko. Der Vater, Imre Winkler bekam 1923 eine Anstellung als Architekt in Mexiko und wanderte mit seiner Frau Veruschka = Barbara, der 5jährigen Tochter Martha und dem 3jährigen Sohn Jyri = Georg aus. Die Kinder besuchten die Deutsche Schule in Mexiko-Stadt, die sich damals noch in der Colonia Roma befand. Beide Kinder hatten das Handycap, dass sie kein Deutsch sprachen, denn zu Hause wurde nur Ungarisch geredet. Aber der Vater bestand darauf, dass sie die Deutsche Schule besuchten. Man gab den Kindern eine Frist von drei Monaten, in dieser Zeit sollten sie sich einigermaßen verständigen können. Da beide Kinder sehr sprachbegabt waren, lernten sie zügig und durften weiterhin an der Schule bleiben. Beide Kinder bestanden an der Deutschen Schule das Abitur.

Als die Familie 1937 gemeinsam einen Urlaub in Ungarn verbrachte, wollte Martha in ihrem Geburtsland bleiben und dort Textil-Design studieren. Sie fühlte sich bei den Großeltern und den übrigen Verwandten sehr wohl und Martha verliebte sich sogar in einen netten jungen Mann. Jedoch die Zeiten wurden immer unruhiger und Freunde aus Mexiko schickten immer eindringlichere Briefe, die Familie möge doch zurückkommen, da der Krieg vor der Tür stehe. Im September 1937 trat die Familie die Rückreise an. Vorher kaufte der Vater noch ein Auto, das er mit nach Mexiko nehmen wollte. Da man zu jener Zeit noch mit dem Schiff unterwegs war, war der Transport kein Problem. Aber auf dem Weg zu ihrem Abfahrtshafen

gerieten sie auf Glatteis und der Wagen prallte gegen einen Baum. Das Auto war ziemlich beschädigt, aber außer ein paar Platzwunden kamen die Insassen mit einem Schrecken davon. Von den Verwandten, die den Krieg über in Ungarn geblieben waren, blieb niemand am Leben.

Martha, die vielseitig interessiert und begabt war, folgte dem Rat ihres Vaters, Medizin zu studieren. Später hatte sie ein eigenes Blut-Analyse-Labor.

Martha erinnert sich an ihre Kindheit und, dass ihr Vater ein großer Tierfreund war. Sie lebten in einem Haus mit Garten in der Colonia Roma und hatten das Haus voll mit den verschiedensten Tierarten. Der Vater hatte im Garten sogar einen Fischteich angelegt, und da der Garten recht groß war, wurden von Freunden und Bekannten immer mehr Tiere bei ihnen abgeliefert. Eines Tages kam ein Waschbär zu ihnen ins Haus, und der Vater baute eigens einen Käfig für dieses wollige Geschöpf. Es war ein sehr nettes und geselliges Tier, nur fischte es ihnen ständig den Fischteich leer, denn er war so geschickt und in der Lage, das Schloss seines Käfigs zu öffnen. Leider nahm es ein tragisches Ende mit dem putzigen Waschbär, denn als er eines Tages aggressiv wurde, stellte der Veterinär fest, dass das Tier einen Gehirntumor hatte und getötet werden musste. Es gesellten sich aber noch mehr Lebewesen in diesen tierfreundlichen Haushalt. Da gab es zum Beispiel Gürteltiere, die mit ihrem spitzen Maul und dem gepanzerten Körper ein wenig unförmig aussehen. Martha fand, dass diese Tiere eher langweilige Zeitgenossen sind, die sich nur von Würmern ernähren und ansonsten nicht viel machen. Dann gab es in diesem Haus noch eine Anzahl von Leguanen, von denen einer die stattliche Länge von 1.40m erreichte.

Nachdem ich so nett mit Martha geplaudert hatte, rief ich in der folgenden Woche an, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als ich hörte, dass sie beim Sturz das rechte Handgelenk gebrochen hatte, wollte ich meine Übersetzungsunterlagen wieder abholen. Aber dann erzählte sie mir, dass sie am Wochenende handschriftlich die ganze Übersetzung geschafft habe, und sie nur noch von ihrer Tochter auf dem Computer ins Reine übertragen werden müsse. Genau nach einer Woche hatte ich den ganzen Text vor mir liegen.

Kurze Zeit später, als die Hand verheilt war, wurde Martha Winkler an ihrem Oberarm operiert. Sie blieb eine Weile im Krankenhaus, ist nun aber wieder vergnügt und lebensfroh auf den Beinen.

In einer relativ kurzen Zeit habe ich etliche, über 80jährige, interessante, gut aussehende und aktive Frauen erlebt, an denen man sich als junger Mensch ein Beispiel nehmen sollte. Ich bewundere und verehere sie alle.

Copyright:
Ingrid Dedes

GERTRUDE BILLER
GEBORENE
BORAK



DAS SCHICKSAL DER GERTRUDE BILLER GEB. BORAK

Gertrude Borak wurde im September 1918 in einem kleinen Dorf –an der Grenze zwischen Ungarn und Österreich- in Monson, als einziges Kind des Ehepaares Bernhard und Emma Borak geboren. Als sie 5 Jahre alt war, zogen die Eltern nach Wien, wo sie aufwuchs und die Schule besuchte. Ihr Vater starb bereits im Alter von 50 Jahren in Wien. Die Mutter Emma führte nun alleine in Wien die Konditorei weiter, die in der Schröttergasse 14, im 10. Bezirk- lag und die sie mit ihrem Mann aufgebaut hatte.

Gertrude besuchte die Oberschule, im Jahre 1937 machte sie ihr Abitur. Da bereits die Nazis in Österreich die Oberhand gewonnen hatten und neue Gesetze erlassen wurden, war es für sie als Jüdin unmöglich zu studieren. Die neuen Machthaber erschwerten den Juden das Leben in jeder Beziehung, so dass auch die Geschäftsfrau, Emma Borak nach der "Kristallnacht" enteignet wurde.

Da stand nun die kleine Familie und wusste nicht wohin... Mutter Emma fühlte sich mit 60 Jahren zu alt, um wieder in einem fremden Land, deren Sprache und Mentalität sie nicht kannte, einen Neuanfang zu machen. Sie wollte lieber zurück nach Ungarn in ihre Heimat, wo einige ihrer Geschwister lebten. Nur ihre Tochter sollte auf jeden Fall aus den Fängen der Nazis gerettet werden, sie war noch jung und flexible.

Der Gedanke, Wien so plötzlich verlassen zu müssen, war für die 20 jährige erschreckend. Denn nicht nur die Trennung von ihrer Mutter war für Gertrude sehr schmerzhaft, sondern sie wollte auch ihre Jugendliebe nicht im Stich lassen. Wie sie später in Erfahrung bringen konnte, wurde der junge Mann kurz nach ihrer Abreise nach Sibirien in ein Arbeitslager verschleppt und blieb verschollen. Zweimal hatte er noch versucht brieflich Kontakt mit ihr aufzunehmen. Wahrscheinlich hat er den erbarmungslosen russischen im Winter, die harte Zwangsarbeit und die extremen Klimabedingungen im Sommer nicht überlebt.

Da Emma Borak Verwandte in New York hatte, wäre sie mit ihrer Tochter dorthin ausgewandert. Da aber der vor geraumer Zeit gestellte Ausreiseantrag nicht genehmigt worden war, drängte die Zeit zur Selbsthilfe, besonders, da der Krieg bereits in vollem Gange war. Während Gertrude Borak die Vorbereitungen für den Umzug nach Belgien traf, löste die Mutter den Hausstand in Wien auf und machte sich mit wenigen persönlichen Habseligkeiten auf den Weg in ihre Heimat, nach Ungarn. Mutter und Tochter trennten sich schweren Herzens voneinander, ahnten jedoch nicht, dass sie sich nicht wieder sehen würden.

Mit zwei Tanten und zwei männlichen Verwandten versuchte Gertrude im Herbst 1939 ins rettende Ausland, nach Belgien, zu entkommen. Die kleine Gruppe machte sich auf den Weg zur belgischen Grenze, aber bereits in Aachen wurden sie abgewiesen, man ließ sie nicht passieren. Nun versuchten sie, über die "Grüne Grenze" in die Schweiz zu gelangen und dafür warteten sie den kurz bevorstehenden Heiligenabend ab. Sie dachten, dass die Zöllner dann feiern und

trinken würden und so die illegalen Grenzgänger nicht bemerkten. Tatsächlich gelangten sie bei Basel über die Grenze und konnten endlich, nach langem Herumirren bei eisiger Kälte, in einem kleinen Hotel Unterschlupf finden. Bereits am nächsten Morgen durchsuchte die Schweizer Polizei das Hotel und verlangten von den Gästen die Ausweispapiere. Irgendjemand der Dorfbewohner muss die kleine Hilfesuchende Gruppe angezeigt haben. Da Gertrude Borak erst zwanzig Jahre alt war, noch minderjährig, konnte sie nicht zurückgeschickt werden.

Gertrude hatte sich nun regelmäßig bei der Schweizer-Kulturgemeinde zu melden und konnte bei einer Familie als „Kinderfräulein“ unterkommen. Sie hatte Glück, sie fand eine sehr nette und verständnisvolle Familie, die sich auch um ihr persönliches Wohlergehen kümmerte. Da die Familie, bei der sie arbeitete, gute Beziehungen zu den Behörden hatte, wurden Gertrudes Papiere so manipuliert, dass sie auch zukünftig in der Schweiz hätte bleiben können. Aber Gertrude hielt es nur ein Jahr lang in diesem kleinen Land aus. Sie fuhr nach Bern, um sich dort bei der französischen Botschaft eine Einreisegenehmigung für Frankreich zu beschaffen. Um dies zu forcieren, gab sie an, sie sei von Beruf Krankenschwester und da Krieg war, würde sicher jede helfende Hand gebraucht. So kam Gertrude Borak 1941 als „Refugie“ nach Paris, wo sie sich gleich einer ungarischen Exilantengruppe anschloss.

Zu jener Zeit lebten zahlreiche Ungarn in Paris und so lernte sie recht bald ihren zukünftigen Mann, Otto Biller, kennen, der sich beschützend um die 13 Jahre jüngere Frau kümmerte. Otto Biller hatte bereits Jahre zuvor in Paris studiert, ihm war Frankreich zur zweiten Heimat geworden. Bald schon wurde er als Soldat eingezogen und kämpfte gegen die Deutschen. Die jungen Leute heirateten noch während des Krieges. Da sie die furchtbaren Kriegsjahre, Not, Flucht und Verfolgung miterlebt hatten, beschlossen sie keine Kinder zu bekommen. Sie wollten ihren zukünftigen Kindern so ein qualvolles Leben, wie ihre Angehörigen es mitgemacht hatten, um dann zum Schluss doch noch in den verschiedensten Konzentrationslagern zu sterben, ersparen. Alle Verwandten der Billers und Boraks, die in Ungarn oder Österreich geblieben waren, wurden ermordet.

Nach dem Krieg lebte das Ehepaar einige Jahre in Perpignon, wo sie erfolgreich eine Gerberei betrieben, Leder bearbeiteten und Taschen herstellten. Es gab zwar moderne Maschinen in ihrem Unternehmen, aber zusätzlich bedurfte es der geschickten Handarbeit bis jeweils ein Stück fertig gestellt war.

Zehn Jahre waren es nun her, dass gute Freunde, die schon lange in Mexiko lebten, das Ehepaar Biller zur Einwanderung in dieses Land bewegen wollten. Sie glaubten, dass Billers mit ihrem Ledergeschäft grossen Erfolg haben und sich in Mexiko sehr wohl fühlen würden. Otto Biller konnte sich zum Auswandern nicht recht entschließen, Frankreich war ihm in all den Jahren sehr ans Herz gewachsen. Dann, 1959, war es doch soweit, Herr Biller gab dem Drängen der Freunde nach. Möbel, Hausrat, und die von ihnen benötigten Maschinen wurden in Container verstaut und das Ehepaar selbst versuchte sich innerlich auf ein neues Leben vorzubereiten. Ironischerweise kam am Tag ihrer Abreise die

Ausreisegenehmigung für die Vereinigten Staaten, auf die sie während der Kriegsjahre so sehnlich gewartet hatten. Frau Biller war später der Meinung, dass die ungarischen Asylantenbewerber ganz hinten auf den amerikanischen Listen standen.

Die alten Freunde der Billers halfen ihnen sehr bei den Anfangsschwierigkeiten in Mexiko. Ein neues Ledergeschäft wurde aufgebaut. Aber die Einarbeitung gestaltete sich nicht so einfach, denn es gab zu Beginn Sprachschwierigkeiten, die sich erst im Laufe der Zeit legten. Der Umzug ins neue, fremde Land schien Billers Privatleben beflügelt und entspannt zu haben, denn schon bald wurde Gertrude Biller schwanger. Im Jahre 1960 wurde ihr einziger Sohn, Daniel, geboren. 1983 starb Otto Biller an Herzversagen und Gertrude führte seit dem mit ihrem Sohn das Geschäft weiter.

Otto Biller ist in der Fremde nie heimisch geworden, ihn plagte oft großes Heimweh, häufig sprach er mit seiner Frau über eine Rückkehr nach Frankreich. Aber ein neuer Anfang war in ihrem Alter zu beschwerlich. Mehrmals sind die Billers im Laufe der Jahre auf Europareise gegangen und haben bei dieser Gelegenheit ihre alte Heimat -Ungarn und die Tschechoslowakei- besucht. Ihre Unterhaltung führten sie meistens auf Ungarisch -ihrer beider Muttersprache- und auf Französisch.

Mit der Unterstützung ihrer Freunde war es den Billers gelungen, die Lederfabrik nicht nur aufzubauen, sondern sie zum Erfolg zu führen. Renommiertere Kaufhäuser zählten zu ihren Kunden. Selbst heute noch (im Jahr 2000), mit fast 82 Jahren, ist Gertrude eine immer noch tatkräftige Frau. Sie lässt es sich nicht nehmen, jeden Tag im Geschäft nach dem Rechten zu sehen, auch wenn ihr Sohn Daniel schon lange die Geschäftsleitung übernommen hat.

Über ihre Zeit in Wien, „den Anschluss“ die „Kristallnacht“, den Einzug der Wehrmacht, die Schikanen der Nazis, die Enteignung des Geschäftes ihrer Mutter spricht Frau Biller nicht. Diese Ereignisse sind aus ihrem Kopf gewichen, als hätte es all diese Dinge nie gegeben. Sie sagte, es sei zu schrecklich gewesen, als dass man sich daran zurückerinnert und sich mit diesen Gedanken belastet.

Mexiko ist für Gertrude Biller zur neuen Heimat geworden. Im Gegensatz zu ihrem Mann, hat sie dieses Land innerlich akzeptiert. Frau Biller lebt heute -wie eigentlich schon immer- sehr zurückgezogen. Die guten alten Freunde, die sie und ihren Mann einst nach Mexiko holten, sind längst verstorben. Gertrude war seit frühester Jugend selbständig, aber manchmal fühlt sie sich einsam. Und so erfreut sich die alte Dame heute an ihren kleinen Nucleus, die Familie, die aus Sohn, Enkel und Schwiegertochter besteht. Nebenher beschert ihr das Geschäft noch die kleinen Freuden und Sorgen des Alltags. Dann ist da noch eine alte ungarische Freundin, Marta Jovanowich, die sie hin und wieder im wärmeren Cuautla besucht. Gertrude Biller lässt es sich nicht nehmen, wenigstens einmal am Tag mit ihr zu telefonieren und das in ihrer Muttersprache -auf Ungarisch- natürlich.

Am 12.7.2002 verstarb Gertrude Biller, geb. Borak in Mexiko. Ihr Sohn Daniel befand sich in dieser Zeit gerade auf einer Europa-Reise. Als er sie am letzten Tag seines Aufenthaltes anrief, kam ihm die Stimme seiner Mutter sehr schwach und hinfällig vor. Am Tag seiner Rückkehr ist sie gestorben – ganz einfach eingeschlafen. Sie wurde 84 Jahre alt.



Copyright:
Ingrid Dedewer

Mitzi Kafka

MARIE (MITZI) KAFKA

Durch meine Freundin, Renate von Hanffstengel, erhielt ich eine Tonbandaufnahme, auf der ein Interview mit Mitzi Kafka aufgezeichnet war, das von einem österreichischen Radiosender in den 80er Jahren aufgenommen worden war.. Hierin berichtet sie von ihrer Flucht aus Wien und ihrem Leben im mexikanischen Exil. Frau Dr. von Hanffstengel und ich arbeiteten das Gespräch schriftlich aus. Es befinden sich ebenfalls in diesem Artikel Daten, die wir Mitzis Tochter, Susi Kafka, verwitwete Rosenbaum, und ihrem Sohn Michael zu verdanken haben.

Marie Steinschneider war 32 Jahre alt, als die Nazis in Wien einmarschierten. Sie erinnerte sich noch genau, dass sie auf dem Nachhauseweg von ihrem Unterricht als Gymnastiklehrerin war, als deutsche Truppen nach Wien kamen. Sie bemerkte auf dem Nachhauseweg einen ungeheuren Lärm und große Bewegung auf den Strassen. Erst als sie Zuhause angekommen war, erfuhr sie aus dem Radio, was passiert war.

Bis zu diesem Zeitpunkt führte sie eine Parfümerie in der Börsendorfer Strasse. Als dann die Nazis auch an ihr Geschäft Plakate klebten mit der Aufschrift, dass den „Ariem“ das Einkaufen in diesem Geschäft untersagt sei, musste sie ihren Laden schließen. Im selben Jahr, im Dezember 1938, heiratete Marie ihren Verlobten Hans Kafka und konnte mit ihm über Kuba nach Mexiko auswandern. Hans war ein Cousin des Schriftstellers Franz Kafka.

Ein Bruder von Mitzi, Hans Steinschneider, war zu diesem Zeitpunkt noch in Wien, nachdem er durch die Aussicht auf ein Visum für Kuba aus dem KZ Dachau entlassen worden war. Mitzi und ihr Mann erlangten tatsächlich ein Visum für ihn, das jedoch kurzfristig von der kubanischen Regierung rückgängig gemacht wurde. Dieses Schicksal sollte zur gleichen Zeit noch zahlreichen anderen Menschen ereilen. Daraufhin floh Hans Steinschneider mit seinem Halbbruder Robert Deman über die Berge in die Schweiz, dort wurden sie jedoch erneut zurückgewiesen. Im November 1939 stellte die jüdische Kultusgemeinde von Wien unter dem Befehl der Gestapo einen Transport nach Russland zusammen, der Hunderte von Wienern, unter ihnen die beiden Brüder von Mitzi Kafka, unter falschen Vorspielungen nach Osteuropa brachte. Es begann eine Odyssee, von der sie unter schwierigsten Bedingungen noch einige Briefe schreiben konnten, die in Mexiko anlangten. Mitzi hat sie aufbewahrt. Nach Erhalt des letzten Briefes hörte sie nie wieder von ihren Brüdern. Gewiss fanden sie den Tod im Niemandsland irgendwo im Osten Europas, nach dem sie angefeindet, ihrer letzten Habseligkeiten beraubt und beschossen wurden.

Die Mutter Mitzi Kafkas, Emma Schönmann, blieb zunächst in ihrer Wohnung in Wien, doch schon bald musste sie diese verlassen. Als Mitzi sich nach dem Krieg bei den Behörden nach dem Verbleib ihrer Mutter erkundigte, erhielt sie nur die lapidare Mitteilung, dass sie nach Minsk transportiert und dort umgekommen sei.

Mitzi Kafka konnte nur mit ihrem Mann nach Mexiko gelangen, weil die begüterten Verwandten ihres Mannes ihnen die Einreise verschafften. Dort versuchte das Ehepaar, sich mit verschiedenen Beschäftigungen über Wasser zu halten, was in der ersten Zeit nicht gelang. Da ihnen bei ihrer Einreise die Bedingung gestellt wurde in Mexiko zu investieren, versuchten sie es am Anfang mit einer Eisfabrik in Manzanillo, aber der Versuch scheiterte. Dann eröffneten sie in der Hauptstadt ein

Taschengeschäft und waren nebenbei auch noch Partner eines Deutschen, der ein Haushaltswaren-Geschäft besaß.

Im Jahre 1940 kam die Tochter Susanne zur Welt, und 1943 Sohn Michael. Beide besuchten die amerikanisch ausgerichtete Schule „Pan-American Workshop“ in Mexiko-Stadt. Ganz langsam ging es finanziell bergauf, und Familie Kafka konnte ein „normales Leben“ führen, in Urlaub fahren und sich einige Sonderausgaben erlauben. 1972 trat Hans Kafka in den Ruhestand, den er noch zwei Jahre bis zu seinem Tod genießen konnte. Seine Ersparnisse für den Ruhestand wurden durch eine rasante Inflation stark geschmälert.

Nach dem Tode ihres Mannes bekam Mitzi von der Pensionsversicherung in Österreich eine gute Rente, die ihr ein Leben ohne Sorgen erlaubte.

Auf die Frage, ob sie je wieder in Wien oder Österreich leben wolle, kam eine klare Absage.

Sie meinte, es sei eine Charaktersache. Ein Land, das ihr die Freiheit genommen, die Mutter und die Brüder umgebracht hat, sei für sie zum Leben nicht mehr akzeptabel. Sie habe zwar ihre jüdischen Freunde dort nach dem Krieg noch zwei oder dreimal besucht, aber sie hat sich nie mehr Wohl in ihrer Haut gefühlt. Gerade bei ihrem letzten Besuch konnte sie das Gefühl von Antisemitismus nicht loswerden und war froh, zu ihrer Familie nach Mexiko zurückzukehren. Ihre Familie bestand zu der Zeit aus ihren Kindern Miguel und Susi, sechs Enkeln und vier Urenkeln.

Mitzi wurde fast 92 Jahre alt und bewohnte bis zu ihrem Tod eine eigene Wohnung mit Blick auf den Chapultepec-Park und nahm manches Mal an den Veranstaltungen des „Centro Austriaco“ teil, aber mit großer Regelmäßigkeit fand sie sich zu Gymnastikstunden im „Club Deportivo Israelita“ ein.

Copyright: Ingrid Decker

**NACHRUF AUF
MARIANNE FRENK-WESTHEIM**



Marianne Frenk-Westheim in Mexiko, Im Mai 2002
Foto: Renata von Hanffstengel

Nachruf auf Marianne Frenk-Westheim

Marianne Frenk – Westheim, geborene Freund, eine alte gescheite Dame, die am 24.6.04, mit einhundert sechs Jahren im mexikanischen Exil starb.

Sie wurde als Marianne Freund 1898 in Hamburg geboren. Sie heiratete den Arzt Dr. Ernst Frenk und 1930 kamen sie gemeinsam mit ihren beiden Kindern nach Mexiko, wo sich Dr. Frenk ein neues Betätigungsfeld suchte. Marianne arbeitete als Dozentin an der Mexikanischen Universität, UNAM, und lehrte Philosophie und Literatur. Sie veröffentlichte verschiedene Arbeiten in Mexiko, sowie auch in Deutschland. Später wurde sie Assistentin und Rechte Hand des legendären Francisco Gamboa, der Direktor des Museums für Moderne Kunst war. Über viele Jahre übersetzte sie Bücher vom Deutschen ins Spanische und umgekehrt. Noch mit 94 Jahren schrieb sie ein kleines Büchlein mit dem Titel „y mil aventuras“, übersetzt „Und tausend Abenteuer“. Unter der Naziherrschaft, als viele Verfolgte Deutschland verließen und in Mexiko aufgenommen wurden, lernte Marianne etliche Künstler aus der Heimat kennen, unter ihnen waren Anna Seghers und Egon Erwin Kisch. Auch der bedeutende Kunsthistoriker und Kunstkritiker, Paul Westheim, stieß zur deutschen Gruppe. Bei einem Vortrag im Heinrich Heine Club lernte er 1942 Marianne Frenk kennen. Sie interessierte sich für seine Arbeiten und wurde seine Übersetzerin. Diese, über viele Jahre fruchtbare und kontinuierliche Zusammenarbeit band die beiden Menschen so eng aneinander, dass sie 1959 heirateten. Ernst Frenk war im Jahre 1957 an einem Herzinfarkt gestorben.

Paul Westheim wurde am 7. August 1886 in Eschwege geboren. Er ging als 15jähriger nach Darmstadt, wo er nach dem Willen seines Vaters eine kaufmännische Lehre absolvieren sollte. Jedoch schon nach zwei Jahren arbeitete er als Journalist für eine Presseagentur. Seine Lehre beschrieb er später als etwas „was er nie begriffen hat: nämlich Geschäfte - und mit Geschäften Geld zu machen“. Die Kunst wurde für Paul Westheim immer wichtiger. Im Jahre 1906 ging er mit vierzig geliehenen Mark nach Berlin, wo er sich als Gasthörer in der Universität weiterbildete. 1912 übernahm er das Berliner Kunstreferat der Frankfurter Zeitung, eine der größten Zeitungen in dieser Zeit. Westheim setzte sich für Künstler wie Oskar Kokoschka, Max Pechstein, Otto Dix, Georg Grosz ein, die bei den konservativen Kunstkritikern auf Ablehnung stießen. 1919 erschienen seine Monographien über den Bildhauer Wilhelm Lehmbruck und den Maler Oskar Kokoschka. Mit den Nationalsozialisten im Jahre 1933 wird die Arbeit des anerkannten Kunstkritikers öffentlich angeprangert. Im August 1933 geht Westheim nach Paris, flieht regelrecht aus seinem Heimatland. Im Juni 1935 wird er von den Nazis –gemeinsam mit Bertold Brecht und 34 weiteren „staatsfeindlichen Emigranten“- ausgebürgert mit der Begründung: „Paul Westheim, jüdischer Journalist, befasst sich besonders damit, in der Emigrantenszene an der deutschen Kulturpolitik in herabwürdigender- und zersetzender Weise Kritik zu üben“. Im Exil in Frankreich schrieb er den satirischen Roman „Heil Kaddlatz“ und die Novelle „Rassenschande“.

1941 stellte ihm das mexikanische Konsulat in Marseille (genau genommen der Generalkonsul Gilberto Bosques) ein Einreisevisum aus und im Dezember desselben Jahres kam er als fünfundfünfzigjähriger über Spanien und Portugal nach Mexiko. In den ersten Jahren nahm er regen Anteil an den kulturellen Aktivitäten der Exil-

Deutschen. Er hielt Vorträge im Heinrich Heine Club und fehlte nicht bei den Clubabenden der Bewegung „Freies Deutschland“. In den Präkolumbischen-Kulturen, ebenso wie in den Wandmalereien sah Westheim eine, wie er sagte „andere Art von Expressionismus“. Westheim meinte, die alten Kulturen schufen keine Abbilder sondern Sinnbilder. Eine Kunst also, die auf Wirklichkeit, auf Erfahrung bezogen und damit Weltdeutung und Welterklärung zugleich war. „Der mythische Realismus dieser Kunst soll und will mystisch religiösen Vorstellungen Ausdruck geben, Vorstellungen von einer Welt, die schrecklich und erhaben zugleich ist“. 1950 schreibt Paul Westheim ein Buch über die mexikanische Kunst unter dem Titel: „Arte antiguo de Mexico“ und es folgten im Laufe der Jahre noch mehrere Publikationen und Marianne Frenk war von Anfang an seine Übersetzerin.

Während es viele Exilanten nach dem Krieg wieder nach Deutschland zog, blieb Paul Westheim in Mexiko, um seine begonnene Arbeit fortzusetzen. Er wurde nach dem Krieg weder von der DDR noch von der BRD wieder eingebürgert. Der bis dahin staatenlose Westheim erhielt 1954 die mexikanische Staatsbürgerschaft. Niemals mehr wurde ihm im deutschen Kunst und Kulturbetrieb eine Stelle angeboten, obwohl er das Kulturgeschehen vor dem Dritten Reich nachhaltig mitbestimmt hatte. Er schrieb in einem Brief: „Leider lebe ich ja verbannt auf einer Insel, fern von jener Welt da drüben, zu der ich einmal gehörte... Andererseits hat mir das Schicksal doch die Welt des alten Mexiko geboten, die für mich ein großes Erlebnis geworden ist“. Im Herbst 1963 kam der 77jährige auf Einladung des Berliner Senats und der „Ford Foundation“ nach Berlin zurück. Westheim hatte lange Zeit behauptet, dass Berlin die einzige Stadt sei, in der man leben könne. Auf die Frag eines Journalisten, wie lange er nicht in Berlin gewesen sei, antwortete Westheim lakonisch und mit seinem ganz eigenen Humor: „Nicht lange – dreißig Jahre“. Die Anstrengungen der Reise, den aufkommenden Emotionen, die mit diesem Berlinbesuch verbunden waren, ließen sein Herz am 21. Dezember 1963 still stehen.

Über vierzig Jahre überlebte Marianne Frenk Westheim ihren Mann. Als ich am 25.6.04 zufällig zu Besuch bei meiner Freundin, Renate von Hanffstengel, in Mexiko weilte, die Frau Westheim gut und lange Jahre kannte, läutete das Telefon und eine Verwandte teilte ihr mit, dass Marianne Frenk Westheim am Tag zuvor, am 24.6.04, wenige Tage nach ihrem 106. Geburtstag verstorben sei.

„Am 24. November 1997 wurde Marianne Frenk-Westheim eine große Hommage zuteil. Im Museum Rufino Tamayo fand ein Konzert zu ihren Ehren statt und ein großes Dinner. Dazu wurde ein reich bebildertes Heftchen über sie und ihre lange Laufbahn gedruckt, in dem ihre schriftstellerische, aber insbesondere ihre Übersetzerätigkeit gewürdigt wurde, die einen kulturellen Brückenschlag zwischen der mexikanischen und der deutschen Kultur bedeutet“.

(Text aus dem Jahrbuch III, Volumen V, von Dr. Renate von Hanffstengel)

Marianne Frenk Westheim erklärte einmal, dass sie kein Identifizierungsprobleme habe. Sie fühle sich weder als Mexikanerin, noch als Deutsche und nicht als Jüdin, sondern als eine Frau unter dem Himmel dieser Erde. Und so hatte sie wohl schon zu Lebzeiten bestimmt, dass sie weder auf dem deutschen noch auf dem mexikanischen oder jüdischen Friedhof beerdigt werden wolle. Ihre sterblichen Überreste fanden auf dem spanischen Friedhof eine Heimat.

Kurzgeschichte von Marianne Frenk Westheim

Ein Mangel an Takt

„Jedes Mal, wenn ich mit dem Kakerlaken kämpfe, kommt das Pferd. Ein absoluter Mangel an Takt, was immer man sagen mag. Außerdem, können Sie mir vielleicht erklären, was es bei mir will? Mein Zimmer ist für so ein Pferd keineswegs attraktiv, an den Wänden hängen kaum Bilder, und meine Bücher – also ich will mich wirklich nicht wichtig machen, aber es ist nun mal Tatsache, dass meine Bücher ein ganz anderes geistiges Niveau voraussetzen. Wir beide wissen nicht, wovon wir sprechen sollen. Das Unangenehmste ist, dass der Kakerlak die Gelegenheit benutzt, um zu entweichen. Manchmal ist er schon tot, wenn das Pferd kommt, aber das macht ihm gar nichts aus. Am nächsten Tag ist er wieder da“.

Ein Gedicht von Paul Mayer in der Zeitschrift „Freies Deutschland“
Dank an Mexiko

Fremdes Land, wo nichts mir angehört,
Weder Haus noch Baum mit Vogelnest.
Land, dem ich wie Strandgut angeschwemmt.

Fremdes Land, das mich gewähren lässt,
Wo kein Büttel meine Träume stört
Und kein Wahn den Strom des Denkens dämmt.

Fremdes Land, Du hast mich schon betört,
Weil die Sonne Deine Seele ist
Und Dein Himmel keine Wolke kennt.

Weil Du noch ein kühner Anfang bist,
Jugendlich in stürmendem Beginn.
Fremdes Volk, so fass ich Deinen Sinn

Keine Schranke hat uns je getrennt,
Deine Besten – und dem Fremden, mich.
Mexiko, Du warst mir brüderlich,
Weil in uns die gleiche Sehnsucht brennt.

Für das Land, das wahllos mich verstieß,
Tauschte ich Dich ein, Du Paradies.

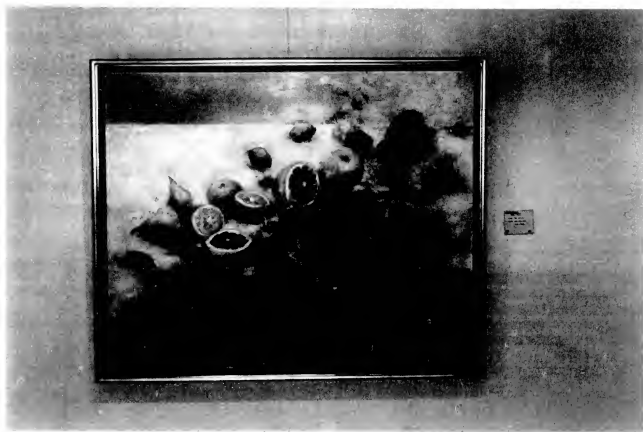
Fremdes Land, das mir schon ganz gehört.
Denn „Gehören“ heißt doch, dass man liebt-
Jeder Mensch erhält nur, was er gibt.

Fremde Stadt, wo Oleander rankt,
Wo ein Blütenmeer im Wind zerstiebt,
Stadt und Land und Volk, seid mir bedankt!

(Ein Großteil der Informationen dieses Berichtes stammen aus dem Buch „Mexiko, das wohltemperierte Exil“ von Renata von Hanffstengel, Cecilia Tercero und Silke Werner Franco)

Copyright: Ingrid Decker
[REDACTED]

**DAS KOCHBUCH
AUS
THERSIENSTADT**



Gemälde der Malerin Tanya
Foto: Ingrid Decker

Die Malerin Tanya und das Kochbuch aus Theresienstadt

Die Malerin Tanya lernte ich gleich am Anfang meines fünfjährigen Aufenthaltes 1996 in Mexiko bei einer Vernissage kennen. Sie ist eine vielseitige und interessante Frau, jedoch der Kunst des Malens am meisten zugetan und damit ist sie sehr erfolgreich. Dadurch, dass wir räumlich zu weit voneinander entfernt lebten, sahen wir uns nicht allzu häufig, jedoch oft genug, um etwas aus ihrem Leben zu erfahren. Ihre Eltern sind 1939 von Prag ins südamerikanische Exil gegangen.

Während ich Tanya in ihrem Atelier beim Malen zusah, ihren Geschichten lauschte, hörte ich eines Tages von einem Buch, einem ganz speziellen Buch, es handelte sich um ein „Kochbuch“, das in Theresienstadt entstanden war, deren Rezepte, in Ermangelung an Schreibpapier, auf Papierschnipsel und Fotorändern geschrieben waren..

Theresienstadt, „der Vorraum für Auschwitz“, hatte einen ganz besonderen Status. Für manche war es eine Durchgangsstation, die nach Auschwitz führte, für andere ein Todescamp und für viele für lange Zeit ein Ghetto. Dieses Ghetto Theresienstadt hatte eine Modell- und Vorzeigefunktion. Hier wurde der Welt vorgeschwindelt, dass die Juden geradezu in gutbürgerlicher Beschaulichkeit in Theresienstadt lebten. Später entstand hier der Film: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“. Es war ein Ort an dem die Nazis demonstrieren wollten, wie menschlich und ordentlich es in den Konzentrationslagern zugeht, aber leider handelte es sich nur um ein Potemkinsches Dorf. In Wirklichkeit war dieser Ort von Angst, Krankheit und Tod geprägt. Die Dualität zwischen dem –auf der einen Seite- kulturellen Leben, das von den Häftlingen organisiert wurde und auf der anderen Seite die Vernichtung der Menschen, gab dem Ghetto etwas Surrealistisches. Theresienstadt war eine Stadt, die von festen Mauern umgeben war und deren Häuser aus Stein gebaut waren, im Gegensatz zu anderen Lagern, deren Unterkünfte aus Holzbaracken bestanden.

Theresienstadt war als Garnisonsstadt unter der Regierung von Kaiser Franz Josef II., im späten 18. Jahrhundert gegründet und nach seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, benannt worden. Am 24. November 1941 errichtete Reinhard Heydrich, SS-Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, in Theresienstadt ein Lager ein, in das die Juden aus Prag gebracht wurden. Da dieser Platz nur 40 Km nördlich von Prag entfernt lag, bot es sich den Nazis geradezu für ihre Zwecke an. Ab November 1941 wurde Theresienstadt zur Heimat für Prager Juden. 1942 waren fast alle Juden aus Prag nach Theresienstadt deportiert worden. Als die Verfolgten aus Deutschland eintrafen, erhöhte sich im Juli 1942 die Population auf 7.000 Menschen. Es folgten dann die Juden aus Österreich. Im Ghetto bezeichneten sich die Wiener Juden selbst als Wiener, und die Juden aus Berlin als Berliner. Während im Jahre 1942 für 7.000 Menschen genügend Platz vorhanden war, lebten ein Jahr später 53.004 von den Nazis verfolgte und vertriebene Menschen zusammengepfercht in Theresienstadt. Im Jahre 1942 starben hier 15.891 Menschen. Die Konditionen in dem Lager waren für die Insassen unerträglich hart. Insgesamt wurden während der Kriegsjahre 144.000 Menschen nach Theresienstadt deportiert, 33.000 starben dort und 88.000 wurden nach Auschwitz verschleppt. Bei Kriegsende hatten nur 19.000 Menschen das Lager überlebt. 15.000 Kinder waren mit ihren Familien nach Theresienstadt gekommen, bei Kriegsende, im Mai 1945, hatten nur noch einhundert von ihnen überlebt.

Theresienstadt war zwar kein Vernichtungslager, wo die Menschen –wie z. B. in Auschwitz- mit Gas umgebracht wurden, aber das war auch nicht nötig, denn die Menschen starben reihenweise an Unterernährung und ansteckenden Krankheiten. Die Todesrate war so hoch, dass die Lagerleiter nicht wussten, was sie mit den vielen Leichenbergen machen sollte. Aus diesem Grunde wurde eigens ein Krematorium errichtet, in dem täglich 190 leblose Körper verbrannt wurden – das machte im Jahr 69.000 Tote.

Viele berühmte Persönlichkeiten kamen nach Theresienstadt, wie der Rabbiner Leo Baeck, der Kurse in Philosophie und Theologie gab. Hier trafen sich berühmte Wissenschaftler, Diplomaten, Musiker, Professoren und Künstler. An diesem mörderischen Platz wurden Konzerte aufgeführt, Symphonien geschrieben und sogar eine Kinder-Oper komponiert, die „Brundibär“ hieß. Auch Theateraufführungen und literarische Vorlesungen hielten den Geist der Kommune am leben. Die Pianistin, Alice Sommer, geborene Herz, wurde im Sommer 1943 mit ihrem Mann Leopold und ihrem Sohn Rafael nach Theresienstadt verschleppt. Sie war gerade vierzig Jahre alt, als sie dorthin kam, wo andere Prager Juden sich längst aufhielten. Alice, die im Lager von ihrem Mann getrennt wurde, wohnte zusammen mit ihrem kleinen Sohn auf dem Dachboden eines Wohnblocks, in dem sie eine Mutter-Kind-Matratze erhielt. Sie versuchte, auch wenn es unmöglich schien, ihrem Sohn ein „normales“ Leben zu ermöglichen. Der aufgeweckte sechsjährige Raphael übernahm die Rolle des Spatzes in der Kinderoper „Brundibär“ und er sang im Kinderchor. Später wird Raphael sagen: „Inmitten der „Hölle“ hat meine Mutter für mich einen Garten Eden geschaffen“. Leopold Sommer, der im Männerhaus in Theresienstadt untergebracht war, wurde am 9. Oktober 1944 mit ca. tausend anderen Männern abtransportiert. Er starb in Dachau an Flecktyphus. Während Alice Sommer heute noch lebt, sie ist am 26. November 2003 einhundert Jahre alt geworden, starb ihr Sohn, ein begnadeter Cellist, im Jahre 2001. In ihrer Londoner Wohnung erinnert sich die alte Dame, dass sie Theresienstadt nur durch die Musik überlebt hat. Sie gab dort viele Konzerte, die meistens abends um 18 Uhr im „Rathausaal“ stattfanden. Im Winter spielte sie in dem ungeheizten Raum und hüllte sich in einen dicken Mantel. Bei den eisigen Temperaturen trug sie beim Klavierspiel Schal, Mütze und Handschuhe, deren Fingerringe frei lagen.

Die teilweise schwer arbeitenden Häftlinge malten des Nachts das, was sie am Tage erlebten und was sie bewegte, sie versteckten ihre Kunst hinter den Ghetto-Mauern. Man versuchte hier ganz besonders die Kinder zu schützen, in dem man sie ablenkte und ihnen ein „normales“ Leben ermöglichen wollte. Sie wurden unterrichtet, sie malten Bilder, schrieben Gedichte und nahmen an Sportübungen teil. Trotz aller Bemühungen konnten die Kinder nicht vor der Deportation nach Auschwitz geschützt werden. Zum Beispiel wurden im August 1943 1.200 Kinder, die von Bialistok gekommen waren nach Auschwitz geschickt. Sie verbrachten nur einen Monat im Lager Theresienstadt.

Hunger war der permanente Begleiter der Lagerinsassen. Primo Levy sagte einmal, wenn das Camp länger existiert hätte, hätte man ein neues Wort für die unaussprechliche Realität erfinden müssen. Es war der ständige nagende Hunger, die unendliche Müdigkeit, die ständige Angst, die schrecklichen Schmerzen, es waren die langen harten –nicht enden wollenden Winter und viele Dinge mehr, mit denen

die Menschen zu kämpfen hatten. Um mit dem andauernden Hunger umzugehen, war es für einige Menschen wichtig nur im Augenblick zu leben, nicht an gestern zu denken, als die Töpfe noch gefüllt waren und nicht an morgen, wo man die Möglichkeit hätte Lebensmittel zu erstehen. Um nicht verrückt zu werden dachten sie nur von diesem einen Moment auf den anderen. Nicht aber jene Frauen, die in Theresienstadt eine Sammlung von Kochrezepten erstellten. Das Aufschreiben von Rezepten, frei aus dem Gedächtnis, war eine andere Art sich gegen das herrschende Regime und gegen die gegebenen Konditionen zu wehren, es war sozusagen eine spirituelle Revolte. Sie erzählten nicht nur Geschichten aus der Vergangenheit, sondern dachten an die Zeiten, wo sie in ihrer Küche Töpfe und Pfannen um sich geschart hatten und Gerichte für die Familie, speziell für die Kinder zubereiteten. Dieses Durchspielen unrealistischer Tatsachen muss für die Frauen recht schmerzhaft gewesen sein. Sich die Rezepte in Erinnerung zu rufen, war ein Akt von großer Disziplin, was kaum dazu beitrug, den sich steigenden Hunger zu unterdrücken. So entstand ein „Kochbuch“, das nicht für seine kulinarischen Spezialitäten berühmt wurde, sondern einen Einblick über die außergewöhnliche Kapazität auf eine Lebensstrategie gibt.

Fünfundzwanzig Jahre dauerte die Reise eines kleinen Päckchens, das in Theresienstadt aufgegeben wurde und in Manhattan's East Side landete. Mina Pächter hatte es für ihre Tochter, Anna, bestimmt. Das kleine Paket enthielt ein Foto von Mina mit ihrem Enkelsohn Peter, das noch aus Friedenszeiten stammte und ein fragiles, von Hand gebundenes Kochbuch, deren recht zerknitterte Seiten die verschiedensten Rezepte enthielten. Insgesamt wurden 80 Kochrezepte aufgeführt. Einige waren Spezialitäten aus Zentraleuropa. Es enthielt u. A. die Rezepte von „Billige Echte Jüdische Bobe“, oder „Gefüllte Eier“ von Mina Stern, oder „Badener Karamel Bonbons“

Wenige Tage vor ihrem Tod in Theresienstadt, gab Mina Pächter das Paket an Arthur Buxbaum, einem Freund, der es an ihre Tochter, die damals in Israel lebte, weiterbefördern sollte. Das Paket irrte 25 Jahre um die Welt, bis es seinen Adressaten erreichte. Buxbaum konnte zunächst den Wunsch der Verstorbenen nicht erfüllen und behielt das Päckchen. Als ein Freund 1960 nach Israel reiste, und er ihm den dicken Umschlag mitgeben wollte, erfuhr dieser, dass Minas Tochter nach Amerika gezogen war. Niemand wusste genau, wo das Manuskript in der Zwischenzeit abgeblieben war. Eine Dekade später tauchte es in Amerika auf und erreichte Anny Stern, die ziemlich erschrocken war, 25 Jahre nach dem Tod ihrer Mutter noch Post von ihr zu bekommen.

Bianca Steiner, die heute in New York lebt, ist eine Verwandte der Malerin Tanya Kohn. Sie hat ebenfalls einige Zeit in Theresienstadt verbracht. Bianca Steiner übersetzte später das in Theresienstadt auf Deutsch und Tschechisch geschriebene „Kochbuch“ ins Englische. Sie schrieb, um Theresienstadt zu überleben musste man schon seine ganze Phantasie aufwenden. Und die Frauen stellten Gerichte aus dem Gedächtnis her, manche Hausfrauen wurden böse, wenn das Rezept falsch angegeben wurde. Es gab auch Diskussionen, ob ein Gericht mit diesen oder jenen Zutaten angereichert wurde. Bianca Steiner nannte die imaginären Gerichte „Cooking with the Mouth“. Natürlich war Papier eine Rarität im Lager. Da Not bekanntlich erfinderisch macht, ist ein Teil der Rezepte auf der Rückseite von Propaganda-Blättern geschrieben worden, auf dem auf der Vorderseite stand:

„Haltet das Reich gegen Tod und Vernichtung“ oder „In Treue zum Führer“. Sogar ein Hitlerbild wurde rundherum mit Rezepten beschrieben. Es entstanden vier Kochbücher dieser Art. Es gab Rezepte für Vorspeisen, Nachtsch, Marmeladen, Pudding, Fisch, Fleisch und Gemüse und spezielle jüdische Gerichte. Es fehlte weder der Karlsbader Gulasch mit saurer Sahne und Sauerkraut noch die karamellierte Torten, Kartoffeln aus Serbien und Matze Brei mit Pflaumen. In einem kleineren Kochbuch waren Sachertorte und Londoner Schnitten aufgeführt. Später kreierten sie ein Gericht, das Kriegsmehlspeise genannt wurde, oder Kriegsdessert und dann gab es einen Kuchen namens „Lass der Phantasie freien Lauf“.

Mina Pächter, die das Kochbuch, ein Produkt aus Theresienstadt, schrieb, konnte sich selbst nicht vor Unterernährung und Proteinmangel schützen. Am Tag von Yom Kippur 1944 starb Mina im Ghetto-Lazarett.

Sie wurde am 16. Juli 1872 in Hluboka (Frauenberg), im Süden Böhmens, geboren und war die sechste und jüngste Tochter von Heinrich Stein. Da Frauen damals nicht an der Universität zugelassen waren, hatte sie trotzdem die Möglichkeit an einem Prager Lehrerseminar Kunst und Literatur zu studieren. Um 1900 heiratete sie Adolf Pächter. Adolf war Witwer, hatte sechs Kinder und war 27 Jahre älter als seine Frau. 1904 bekamen sie einen Sohn namens Hanoch – Heinz, drei Jahre später kam Tochter Anna Wilma zur Welt. Mit den Kindern aus Adolfs ersten beiden Ehen, manche waren erwachsen, andere noch jung, bildeten sie eine große Familie und Mina wurde die Mutter aller. Im Jahre 1915 bekam Adolf eine Lungenentzündung und starb. Er hinterließ seinen Kindern eine Fabrik und ausgedehnte Landgüter und erwartete, dass sie sich um Mina kümmerten, sie taten es nicht. Niemand der Kinder war in der Lage die Fabrik weiter zu führen und so kam sie in fremde Hände. Mina konnte ihren Lebensunterhalt trotzdem selbst bestreiten. Ihre Tochter Anny heiratete 1930 den Rechtsanwalt Georg Stern und Mina konnte bei ihnen leben. Besondere Freude machte ihr der Enkelsohn, Peter, der sich später in „David“ umbenannte. Im März 1939 floh Georg Stein nach Palästina und Anny versuchte über jüdische Organisationen mit ihrem Sohn eine Ausreisegenehmigung zu erhalten und ihrem Mann zu folgen. Ende 1939 gelingt es den Beiden durch großes Glück nach Palästina zu emigrieren. Nur Mina blieb zurück und kam nach Theresienstadt ins Ghetto, wo sie starb.

Ein so direktes Zeugnis, wie das Kochbuch aus Theresienstadt, von Zeitzeugen aus dem Lager geschrieben, hatte ich noch nie zuvor in den Händen gehalten. Man kann sich heute gar nicht vorstellen, wie schmerzlich es für die Frauen und Mütter gewesen sein muss, die eigenen Kinder, Verwandten und Freunde in Theresienstadt –und natürlich auch in anderen Lagern– sterben zu sehen. Und wie furchtbar muss es gewesen sein mit hungrigem Magen und ohne Hoffnung auf baldige Änderung dieses Kochbuch zu schreiben...

Tanya hatte mir diese Rarität von „Kochbuch“ anvertraut und ich durfte mir eine Kopie erstellen, denn viele Exemplare gibt es nicht davon.

Eine Strophe aus Mina Pächters Gedichtsammlung, die sie in Theresienstadt schrieb:

„Bei der Türe liegt ein Schwesternpaar
Harmonisch wie selten es war
Sie kochen zusammen oft nur platonisch
Zusammen geschmolzen die Vorräte sind
Jede hat da Mann und Kind
Doch erfinderisch sind beide in diesem Fach
Immer haben sie etwas Neues erdacht
Oft schon hab ich davon versucht
Und nur das geringe Quantum verflucht“.

Copyright: Ingrid Decker


Billige Hagebutt Pusserln

4-5 Eiweiss Schnee gebe dazu 20 D Zucker und 15 D Haselnüsse dies schlage im Wasserbad bis es dick und warm ist; gebe dazu 4-5 Löffel Hagebutt Marm. lade und 3-4 Löffel Stärke od. Kartoffelmehl. Mache mit dem kl. Löffel auf Oblaten Pusserln und backe es in lauer Röhre.

Cheap Rose Hip Kisses

[To] 4-5 [egg whites stiffly beaten to] snow, add 20 decagrams sugar and 15 decagrams hazelnuts. Beat in waterbath until thick and warm. Add 4-5 spoons rose hip jam and 3-4 spoons cornstarch or potato starch. With the small spoon make kisses on oblaten [small rounds of edible wafer] paper and bake in a low oven.



Schüssel Pastete

Mache einen Blätterteig den man 3-4 Mal geblättert hat, gebe ein ausgewalktes Stück von dem Teig in die Form wo Du es auf den Tisch gibst, backe dies halb in heisser Röhre. Jetzt mache einen grossen Papierbausch auf die Pastete mache rings herum aus dem Teig einen Rand und einen Teigdeckel lege auf den mit Fett bestrichenen Papierbausch bestreibe den mit Ei und backe es in heisser Röhre.


Unterdessen mache Dir die Pastetenfülle vorbereitet und z[war] entweder junges Gemüse od. Hirn mit Ei od. Schwämme mit Ei oder eine richtige Farce gebratenes Kalbfleisch und Hühnerfleisch, wird fein gehackt, 1 Kalbshirn gebraten, 15 Dkg Zunge, od. Selchfleisch, 3 Sardellen, 3 gewechten Semeln, 3 ganze Eier, Schwämme, Hahnenkämmchen ein dicker Bechamell, zitronensaft, ½ Glass Weisswein, Pastetengewürz; schmecke es ab und gebe es in die Form. Den Deckl hebe vorsichtig ab, gebe den Papierbausch weg und gebe diese farce so heiss als möglich in die Form. Gebe den Kuppelartig gewölbten Deckel darauf und bestreue es mit Parmesan und gebe es so heiss als möglich zu Tisch.

Wasserbett Teig

½ kg Mehl, 12 dkg Butter, 5 dkg Hefe. Aus dem Germ macht man ein Dampf. Die Butter reibt man mit Reibeisen, Rum, Zitronenschale, Salz und aus all dem macht man einen festen Teig ohne jede Flüssigkeit recht fest. Der Teig in einer Serviette gewickelt, die Enden zusammen binden. Gib's in einen Weidling bisschen kaltes Wasser auf eine Stunde gelegt. Man kann alles damit machen.

Waterbed Dough

½ kilogram flour, 12 decagrams butter, 5 decagrams yeast. Make a sponge from yeast. The butter is grated on a grater. [Add] rum, lemon rind, salt. Out of all one makes a stiff dough without any liquid. Roll the dough into a napkin. Tie the ends together. Lay it [the dough] in a Weidling [a large bowl] [with] a little cold water for 1 hour. One can do everything with it [the dough].




Kapuziner Nockerl (Suppe)

3 Eiweiß Schnee, 1 Dotter, Salz, Pfeffer, Semmelbrösel in lockeren Teig machen. Kleine Nockerln in Fett heiß backen in Rindsuppe servieren.

Kapuziner Dumplings (for Soup)

Snow from 3 [stiffly beaten] egg whites, 1 egg yolk, salt, pepper and breadcrumbs to make a loose dough. [Form] small dumplings. Fry them in hot fat. Serve in beef soup [a broth].



Zweischken Strudel

Mache eine Strudelteig mit: 1 Ei etwas Fett und Mehl und lasse ihn unter einem erwärmten Topfrasten. Jetzt weiche 3 Semmeln in Milch bis selbe ganz aufgeweicht sind, gebe sie in eine Schüssel. Gebe dazu 15 Deca Butter, 30 Deca Zucker, einen Löffel Zimt, Zitronenschale, 4 Dotter, 15 Deca geriebene Haselnüsse & von den 4 Eiweiss Schnee, mische diese Masse gut zusammen. Ziehe jetzt den Strudelteig etwas stärker aus als den gewöhnlichen, streiche die Masse auf den selben & bestreue es mit Zwetschken die auf Nudeln zerschnitten und ungef. auf dieses Quantum $1\frac{1}{2}$ kg., rolle den Strudel zusammen backe ihn in heisser Röhre muss hoch & schön werden.

Plum Strudel

Make a strudel dough with 1 egg, some fat and flour, and let it rest under a heated pot. Now soak 3 rolls in milk until they are very soft. Put them in a bowl. Add 15 decagrams butter, 30 decagrams sugar, 1 spoon cinnamon, lemon rind, 4 egg yolks, 15 decagrams ground hazelnuts, and from the 4 [stiffly beaten] egg whites snow. Mix this mass [better] together well. Now stretch the dough a little thicker than usual. Spread on it the [nut] mass [mixture] and sprinkle it with prune plums cut into noodles [noodle shape]. For this quantity, about $1\frac{1}{2}$ kilograms plums [prune]. Roll strudel and bake in a hot oven; should be high & beautiful.



Pomerische Gansbrust

Von einer schweren Gans, nehme den Beilik. Schneide von beiden Seiten das Fleisch, reibe es mit zerriebenem Knoblauch, etwas Salz, $\frac{1}{2}$ halber Würfel Zucker zerreiben, bisschen Ingwer, gut einklopfen mit der blossen Hand und lasse es stehen. Jetzt nehme die schöne Ganshaut, lege das Beilik fleisch hinein und nähe die Ganshaut rings herum fest ein, gebe sie in einen glassierten irdenen Topf und bestreue es mit bisschen Salz, Potasche & Salpeter; beschwere es mit einem Teller & Gewicht und lasse es in der Beize 4 Wochen liegen & wende es täglich. Gebe es auf 2 Tage in den Selchofen dem Selcher. Man kann es auch zum Selcher in die Beize geben und lasse es schön braun selchen.

Breast of Goose, Pommern Style

From a heavy goose, take [remove] the beilik [breast]. Cut the meat from both sides, rub it with mashed garlic, some salt, $\frac{1}{2}$ half sugar cube, a little ginger. Pound it [the mixture] in well with [your] bare hand and let it stand. Now take the nice skin, place the [seasoned] beilik on the skin and tightly sew the goose skin around. Put it into a glazed earthenware pot, sprinkle it with a little salt, potassium and saltpeter. Cover the breast with a plate & weights and let it lay in the brine for 4 weeks, turning it daily. Give it to the selcher [pork butcher/sausage maker] for 2 days [to put in] the smoker. One can also bring the goose breast to the pork meat butcher and let him cure and smoke it until it is nicely brown.



[Recipe for use of Agar]

Agar zu Gelee in allem zu verwenden. Agar wird über Nacht in Zuckerwasser weichen gelassen, nächsten Tag weich gekocht bis es weich gekocht ist. Zu Torten Kleingebäck u. zu Fisch zu verwenden. Apfelmehlspeise [n] werden vorher mit Zucker bestreut u. mit Agar begossen.

Agar for jelly to be used for [coating] everything. Agar is left overnight in sugar water to soften. Next day it is soft cooked until it is soft cooked. To be used for cakes, small pastries, and fish. Apple desserts [cakes] are sprinkled with sugar before pouring on [dissolved and cooked] agar.



Heu und Stroh

Mache einen Nudelteig aus ½ Kg. Mehl, 2 Eier, 2-3 Esslöffel Weisswein, 2-3 Löffel dicken sauren Schmetten. Walze die Nudeln mittelstark aus. Schneide kurze Nudeln, backe selbe in heissem Fett aus. Nehme sie heraus gebe sie in eine Auflaufschüssel bestreu sie mit Zucker, Zimt u. viel Rosinen. Jetzt mach eine feine Vanille Creme gebe dazu etwas rohen Schmetten, giesse dies über die gebackenen Nudeln gebe es in eine heisse Röhre und überbacke es und gebe es in der Form zu Tisch.

Hay and Straw

Make a noodle dough from ½ kilogram flour, 2 eggs, 2-3 tablespoons white wine, 2-3 tablespoons thick sour cream. Roll out the dough medium thick. Cut short noodles and fry them in hot fat. Remove them and put them into a soufflé dish. Sprinkle them with sugar, cinnamon and many raisins. Now make a delicate vanilla cream, add a little raw [uncooked] cream and pour over fried noodles. Put the dish into a hot oven and bake it a little. Bring to table in dish.



Kletzen Bread [Fruit Bread]

Take ¼ kilogram dried pears and boil them a little in strong sugar water [syrup]. Remove core and cut pears like noodles [into strips]. Also boil ¼ kilogram prunes; not too soft. Pit them and cut them. Strain the water [syrup] and reserve. Now take ¼ kilogram [dried] figs, ¼ kilogram pitted black dates [probably dates packed together tightly], ¼ kilogram raisins, candied citron, orange and lemon peel and all kinds of sugar [candied] fruits in various colors. Add 1 large spoon cinnamon, some ground cloves, allspice, ginger, ¼ kilogram coarse sugar, ¼ kilogram hot honey, ¼ kilogram fat, either Sana [margarine] or butter, whatever is preferred, 1 glass ruin, ¼ kilogram almonds, ¼ kilogram nuts. Let it stand overnight. Now make a simple yeast dough. For this amount of fruit mixture, use about 80 decagrams to 1 kilogram flour. Let the dough rise. Instead of milk, the reserved black fruit juice [syrup] can be used. Work the fruit dough [author probably meant fruit "mixture"] by small spoonfuls into the dough. Put it [the dough], shaped like a Wecken [long loaf], onto a greased baking sheet. Let it rise for 3 hours & bake it slowly. Let it cool on the baking sheet for 2 days. It breaks easily. One can brush it on top with butter and egg and stud it with blanched whole almonds. On the third or fourth day, slice it and put it into a tin box. Out of it one can apportion small Wecken [loaves] for one person.

Baierisch Brod

4 ganze Eier werden mit der Schneerute mit 35 D Zucker, Zitronensaft & Schale, alles schwarze Gewürz, Zimt, Nelken, Neugewürz, tüchtig geschlagen ¼ Stunde lang dann kommt dazu 2 Tafel Chokolade [sic] grob gehackt, 20 Deca grob geschnittene Mandelnod. Nüsse, & 20 Deca Zitronad [sic] & zuletzt 40 Deca Mehl. Auf's Blech werden Oblatten belegt & diese Masse aufgegossen, gebacken & noch warm in längliche Stücke 2 cm breit & 6 cm lang geschnitten.

Bavarian Bread

4 whole eggs with 35 decagrams sugar, lemon juice & rind, all black spices—cinnamon, cloves, allspice—are beaten thoroughly with a whisk for ¼ hour. Then 2 tablets chocolate, coarsely chopped, 20 decagrams coarsely cut almonds or nuts, 20 decagrams candied lemon peel and 40 decagrams flour are added. The oblaten [white edible wafer papers] are put onto a baking sheet & this thick mass is poured on, baked & while still warm, cut into oblong pieces 2 centimeters wide & 6 centimeters long.





End of Ingrid Decker Collection.
